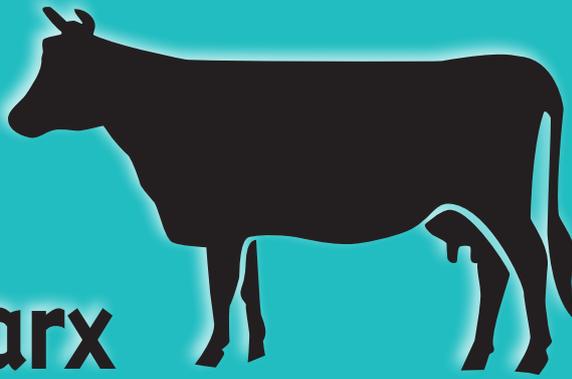


Eine Kuh für Marx



Das Magazin zur Russlandhilfe
des Caritasverbandes
für die Diözese Osnabrück e.V.

Nr. 57
November 2020



*Sibirien –
ich hab mein Herz
an dich verloren*

Liebe Leserinnen und Leser!

wie werden Sie dieses Jahr Weihnachten feiern? Werden Sie eine besinnliche Adventszeit erleben? Viele von uns fühlen sich auf das Wesentliche reduziert. Manche fühlen sich ausgebremst, manche erleben die Entschleunigung gar als angenehm. Jeder von uns beschreibt die Umstände in diesem Jahr auf seine Weise und ist mehr oder weniger stark von den Folgen der Corona-Pandemie betroffen. Eines aber beschäftigt uns wohl alle: Wie lange müssen wir noch mit diesem Virus leben?

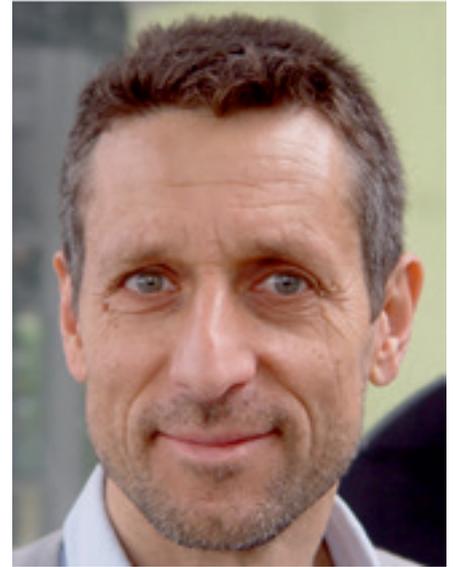
Als wir Sie, liebe Leserinnen und Leser, im September um Hilfe für die unter Corona leidende Bevölkerung in Russland baten, haben wir von Ihnen viel Unterstützung erfahren. Das hat uns geholfen, die vielen weggebrochenen Aktionen, Kollekten und Feierlichkeiten, bei denen für EINE KUH FÜR MARX normalerweise gesammelt wird, zu kompensieren. Die Not in Russland ist gegenwärtig sehr groß, die Zahl der Bedürftigen ist rasant gestiegen und das soziale Netz ist weiterhin sehr löchrig.

In Deutschland werden wir in diesem Jahr sicherlich anders Weihnachten feiern müssen, können, wollen oder dürfen als in den Jahren zuvor. Dennoch leben wir in einer Gesellschaft, die es ermöglicht, überwiegend aufgefangen zu werden und abgesichert zu sein.

Das ist längst nicht überall auf dieser Welt der Fall! Dort, wo wir mit Ihrer Hilfe in Russland helfen, stellt sich die Frage, wie Weihnachten gefeiert werden kann, ganz anders – viel existenzieller.

In dieser Ausgabe der KUH-Zeitschrift haben wir die Arbeit der Caritas Sibirien in den Blick genommen. Susanne Staets, Johanna Fipp und Lukas Konermann haben für uns spannende Texte über die Arbeit in den Kidsclubs und Mutter-Kind-Häusern, die Hauskrankenpflege und die Situation der Wohnungslosen geschrieben. Sehr lesenswerte Interviews mit der ehemaligen Leiterin der Caritas Sibirien sowie dem aktuellen Leitungsteam sind auch dabei. Die drei Autoren haben alle eine geraume Zeit in Sibirien verbracht. Aus ihren Texten spricht die Liebe zu diesem Land und zu seinen Menschen. Aber lesen Sie selbst!

Zum Schluss möchte ich Ihnen noch gerne ein Gedankenspiel von Hans-Jürgen Marcus mit auf den Weg geben, das in der Zeitschrift „Neue Caritas 18/2020“ erschienen ist: *„Wie wäre es, wenn wir in den Wald gehen (der erst recht zur Corona-Zeit unser zweites Zuhause geworden ist), Kerzen, Sterne, Weihrauch und Tee mitnehmen und an einem der wenigen Nadelbäume in unserem Laubwald*



Ottmar Steffan, Fachreferent für Weltkirchliche Arbeit in Mittel- und Osteuropa. Foto: Jannis Steffan.

einige Lieder singen, die Weihnachtsgeschichte hören und uns frohe Weihnachten wünschen würden? Natürlich kämen die Einwände: „Wie kommen wir da hin?“ „Na, zu Fuß, Maria und Josef seien doch auch zu Fuß unterwegs gewesen!“ „Es sei doch dunkel und wahrscheinlich ganz schön kalt!“ „Aber dann könnten wir auch besser verstehen, warum das göttliche Kind in die Kälte und Dunkelheit hineingeboren sei!“

Von Herzen wünsche ich Ihnen ein besinnliches Weihnachtsfest und einen guten Jahreswechsel – mal nicht im Sinne von „same procedure as every year!“

Ihr

Editorial	3
Inhalt	4
Kidsclubs verändern das Leben von Kindern in Sibirien	
Die Geschichte von Andrey oder warum ich sechs Jahre in Sibirien blieb	5
15 Jahre Kidsclubs – eine sibirische Erfolgsgeschichte	10
Große Leute – kleine Leute	14
Obdachlos in Sibirien	
Brandwunden, abgefrorene Zehen und Finger, amputierte Beine	15
Russischer Blick	
Bedingungslose Barmherzigkeit – Hier geht es um die Caritas, nicht wahr?	18
Mutter-Kind-Heime in Sibirien	
Mutter-Kind-Heime in Westsibirien – Inseln für den Neustart	22
Sibirien in Bildern	26
Caritas Sibirien - Wie alles begann	
Hier ist der Geist Gottes am Werk	34
Hauskrankenpflege in Sibirien	
Paka – das heißt Tschüss!	42
Corona in Sibirien	
Corona Chaos Caritas	44
Novosti	
Neue Normalität	46
Bischof Pickel - Artikel im Kirchenboten	
„Ich möchte sie das Beten lehren“	49
Wohnungen für Ältere in Marx	
Der Traum von einem Altenheim in Marx	53
Nachruf	
Nachruf für Doris Epple	56
Impressum - Spendenformular	
Wir über uns	58



Bei der liebevollen Oma findet Andrey ein gutes Zuhause. Foto: Susanne Staets.

Die Geschichte von Andrey oder warum ich sechs Jahre in Sibirien blieb

Die Teilnahme am Kidsclub ist für viele Kinder die Rettung in letzter Sekunde – hier lernen sie Werte und Strukturen, aber vor allem erfahren sie Liebe und Aufmerksamkeit

von Susanne Staets

Das erste Mal, als ich Andrey bewusst wahrnehme, ist es Silvester 2005. Ich bin vor ein paar Tagen in der eisigen Millionenstadt Novosibirsk angekommen. Bei minus 33 Grad zieht die Kälte ganz viel Kraft, immer wieder der Wechsel zwischen eisigem Frost auf der Straße und ca. 24 Grad in den Innenräumen. Später ver-

stehe ich, das ist der kälteste Winter seit 80 Jahren. Als freischwebende Freiwillige habe ich Bett und Brot ausgehandelt. Brot heißt in den ersten Monaten Frühstück und Abendessen mit den Frauen des Frauenhauses, mit denen ich die Etage teile, und Mittagessen im Kinderclub im Souterrain. Brot übernehme

ich irgendwann selbst, aber Bett in der Caritas bleibt und so bleibt auch Andrey sechs Jahre lang Teil meines Lebens.

Silvester ist in Russland der höchste Feiertag. Die kommunistische Weltsicht mit ihrer Religionsfeindlichkeit hat die Geschenke für die Kinder von Weihnachten auf den 31. De-



Andrey (r.) beim ersten feierlichen Silvester-Essen im Kinderclub im Jahr 2005. Foto: Susanne Staets.

zember umgelegt. An dem Tag macht man sich fein, der Tisch sollte sich unter traditionellen Gerichten biegen. Der Silvesternachmittag steht mir noch deutlich vor Augen, Andrey und die anderen Kinder haben sich schick gemacht. Ein weißes verschlossenes Gesicht schwebt über der Krawatte im weißen Hemd und schwarzen Anzug. Misstrauische Augen beobachten, was vor sich geht. Die Kinder sitzen schüchtern um den Tisch herum. Schwester Alexandra teilt in ihrer Funktion als Caritasdirektorin von Novosibirsk kleine Geschenke und aufmunternde Worte aus.

Andrey wurde im Mai 1993 geboren. Die Geburt war schwer. Wie das so oft geschieht, war danach der Kopf verformt. Sei-

ne Eltern leben zu diesem Zeitpunkt zusammen in einer Wohnung in Novosibirsk. Die Mutter arbeitet in der nahegelegenen Krankenhausverwaltung.

Als Andrey drei Jahre alt ist, trennen sich die Eltern. Mit einem neuen Mann zieht die Mutter mit Kind für vier schreckliche Jahre aufs Dorf. Die Zeit ist in Andreys Erinnerung die Hölle. Die Mutter und der Stiefvater trinken beide, unter Alkohol wird der Stiefvater aggressiv. Mutter und Sohn werden verprügelt. Andrey erinnert sich daran, dass sie mitten in der Nacht barfuß auf die Straße in den Schnee gejagt wurden. Andrey schielt stark, trägt eine dicke Brille, macht in die Hose, psychisch ist der kleine Mensch schon fast vernichtet.

Eines Tages, der betrunkene Stiefvater ist eingeschlafen, packt die Mutter das Nötigste und setzt sich mit Andrey in den nächsten Bus. Der fährt gerade ab, als Andrey aus dem Rückfenster sieht, wie der Stiefvater dem Bus zu Pferd hinterherjagt. Vergeblich.

In Novosibirsk kommen sie bei der Oma unter, die als Hausmeisterin arbeitet. Die Mutter rutscht weiter ab, aber Andrey hat jetzt jemanden, der die nicht ganz einfache Verantwortung übernimmt. Nach dem, was er durchgemacht hat, ist er emotional total instabil, bekommt regelrechte Anfälle von Erregung und braucht dann lange, bis er sich wieder beruhigen kann. Die Oma tut, was sie kann. Bei ihr gibt es ein gutes Dach überm Kopf, regelmäßiges Essen und



Regeln. Die einzuhalten ist für ein jahrelang misshandeltes Kind nicht leicht. In der Zeit sieht Andrey auch nochmal seinen leiblichen Vater. Der geht mit ihm zu Freunden und Verwandten: „Schaut mal, mein Sohn!“ und kauft ihm zwei Birnen. Kurze Zeit später verstirbt der Vater an einer Nierenkrankheit. Der Schultest nach dem Umzug in die Stadt ergibt bei Andrey die Weisung in die 2. Klasse der Förderschule. Andrey ist zwölf, als die Leiterin des neugegründeten Kinderclubs der Caritas Novosibirsk, Galina Vasilevna, dort Werbung macht. In den Kinderclubs, die zu diesem Zeitpunkt in verschiedenen Städten entstehen, werden 15 sibirienweit schon bestehende Gemeindeinitiativen, die sich um Kinder aus sozial gefährdeten Familien kümmern, zusammengeführt. Die Initiative geht auf Schwester Elisabeth Jakobowitz zurück, die im Jahr 2004 die Leitung der Diözesancaritas Sibirien übernahm.

Von nun an besuchen acht Kinder aus Andreys Klasse den Kinderclub in Novosibirsk. Die jahrelange Beobachtung zeigt, dass die Fähigkeiten mit den Bedürfnissen zusammenhängen: Erst muss ich satt werden und mich sicher fühlen, dann nehme ich andere wahr, kann spielen und schließlich mich engagieren und herausfinden, was meine ganz eigenen Vorstellungen von der Welt sind. Dabei entsteht ganz langsam das Vertrauen, das es für emotionale Stabilität braucht.

Während die Kinder damit beschäftigt sind, sich vorsichtig zu entfalten, werden die Erziehe-

rinnen der 15 Kinderclubs durch ein strammes Fortbildungsprogramm geschickt. Erst erarbeiten sie drei Jahre in regelmäßigen Seminaren arbeitsbegleitend das Konzept zusammen mit der Koordinatorin für Jugendhilfe, Svetlana Kusminych, und der deutschen Fachfrau Monika Rosenboom. Während der Arbeit treten die vielen Defizite der Kinder zutage. Immer wieder werden Spezialisten eingeladen, die zu Themen wie „Umgang mit Kindern aus Alkoholiker-Familien“ Schulungen durchführen. Schließlich absolvieren über vierzig der insgesamt ca. 60 Pädagoginnen eine Ausbildung in Trauma-Bewältigung. 80 Prozent von ihnen bringen eigene Erfahrungen mit. Das

kommunistische Regime Russlands, das darauf folgende Chaos und auch die Willkür des Putin-Regimes haben tiefe Spuren in Form von Elend, Alkoholismus, Vernachlässigung und (sexueller) Gewalt hinterlassen. Speziell in Sibirien sind darüber hinaus so gut wie alle Familien von Verbannung und Haftstrafen in Gulags (Arbeitslagern) betroffen.

Andrey braucht in diesen Jahren ganz viel individuelle Aufmerksamkeit. Er begeistert sich für vieles, aber auch in schönen Situationen kocht er über. Er wird dann laut, zittert, kann sich nicht beherrschen und weiß sich oft nicht anders zu helfen, als sich in einer Ecke zu verkrie-



Das schauspielerische Talent zeigt sich im Kinderclub. Foto: Susanne Staets.



Die Direktorin der Förderschule übergibt Andrey sein Abschlusszeugnis. Foto: Susanne Staets.

den Halt verlieren. Zwei „Währungsreformen“, sprich alles Geld verliert seinen Wert, die Auflösung aller vielleicht nicht uneingeschränkt guten, aber immerhin stabilen Strukturen, das Zuschlagen der freien Marktwirtschaft, die mehr an Raubrittertum erinnert, Hunger. Die Diözesancaritas-Direktorin, Schwester Elisabeth Jakobowitz, die die Entwicklung seit 1995 hautnah miterlebt hat, sagt, wenn die Familien die Datschen nicht gehabt hätten, wäre damals die Hälfte der Russen verhungert. Kein Wunder, dass gesagt wird: „Früher haben ja nur die Männer getrunken, aber jetzt trinken auch die Frauen!!“

Mit 17 Jahren wird Andrey aus der Schule entlassen. Durch den Buschfunk hatte ich immer wieder gehört, dass manchen Lehrern das immer mündigere Verhalten unserer Kinder ein Dorn im Auge war. Deswegen bin ich überrascht und auch sehr stolz, als ich feststelle, dass unsere Kinderclub-Kinder mit Bravour das komplette Festprogramm mit Sketchen und Gesang bestreiten. Andrey macht anschließend eine dreijährige College-Ausbildung zum Buchbinder. Dabei kommt ihm das vielfältige kreative Arbeiten im Kinderclub zugute. Er wird oft ausgezeichnet.

Ein einmonatiger Besuch bei der Caritas Osnabrück in der Vorweihnachtszeit 2013 ist Andrey lebhaft in Erinnerung. Der Eindruck ist so tief, dass für Andrey klar wird, dass er auf jeden Fall Teil der Caritas-Familie sein will. Er fängt in seiner wenigen freien Zeit an, selbst im Club zu helfen. Er er-

chen. Als es 2006 für acht Tage für die Kinder des Kinderclubs zum ersten Mal ins Sommerlager in den Altai geht, was mir übrigens als Fahrerin des neun-sitzigen Transporters und wegen meiner rasanten Fahrweise den Spitznamen „(Michael) Schumacher“ einbringt, ist er nicht dabei. Schweren Herzens kamen die Pädagogen zu der Einschätzung, dass all das Aufregende im Lager zu viel für ihn wäre.

Nach den Sommerferien besuche ich Andrey zu Hause bei seiner Oma. Eine gemütliche Wohnung mit zwei Zimmern, zwei Kanarienvögeln, die frei herumfliegen, einem Dackel. Seine Oma, eine liebevolle Frau mit warmen Augen, ist unend-

lich stolz auf seine Entwicklung im letzten Jahr. Sie fließt über vor Dankbarkeit. Die liebevolle quasi heilpädagogische Begleitung durch die Pädagogen des Clubs hätten für Andrey den Ausschlag gegeben, alleine hätte sie das nicht geschafft. Beim Abschied im kleinen Flur verstehe ich dann auch, woher Andrey sein immer öfter zutage tretendes Showtalent hat. Seine Oma improvisiert beim Abschied einen kurzen Sketch am Telefon...

An dem Tag wird mir klar, wie unverzichtbar die Omas sind, die in Sibirien zu der Zeit schon mit 55 Jahren in Rente gehen. Die Eltern sind durch die Mühen der Auflösung der Sowjetunion so gebeutelt, dass viele





Andrey auf 3 Meter hohen Stelzen in Abu Dhabi als Mitglied der Triumpho Truppe. Foto: privat.

arbeitet mit den Kindern Choreographien und bringt ihnen bei, was er selbst gelernt hat: Tanzen, spielen, basteln. Er ist unendlich geduldig und lobt so liebevoll, wie er es selbst unzählige Male erfahren hat. Dann, er ist 18, hat er den Mut, mehr aus seinen Talenten zu machen. Er schickt seine Bewerbung an Event-Agenturen und ist zwei Monate später Teil der Novosibirsker Truppe „Triumpho“, die auf drei Meter hohen Stelzen in russischen Volkstrachten und mit Clowns die Welt bereist: Katar, Vereinigte Arabische Emirate, Thailand, Aserbaidschan, Kuwait, Türkei, Bulgarien, Italien, Deutschland. Inzwischen ist dieses Engagement etwas in den Hintergrund

getreten. Eine halbe Stelle als Erzieher im Kinderclub gibt Andreys Leben nicht nur die Gelegenheit, die eigenen guten Erfahrungen weiterzugeben, sondern auch Stabilität.

Für meinen Artikel habe ich ein Videotelefonat mit Andrey und seiner Oma geführt. Aus der Ferne habe ich all die Jahre seine Entwicklung verfolgt, immer wieder von Freunden gehört, was er so treibt. Jetzt will ich von ihm selbst hören, wie es ihm geht. Wir sind alle drei aufgeregt, schließlich haben wir uns viele Jahre nicht gesehen. Aber dann ist es ganz einfach. Einmal im Herzen, immer im Herzen – das ist meine Erfahrung mit den Menschen aus Si-

birien und mit Sicherheit ein Grund, warum ich sechs Jahre dort blieb. Lebenswege wie den von Andrey begleiten zu dürfen, war darüber hinaus ein unbeschreibliches Geschenk.

Ich frage Andrey nach eigener Familie. Er sagt, bisher habe er noch nicht das rechte Vertrauen in engere Beziehungen gefunden. Er wohnt immer noch mit seiner Oma zusammen im Haus, wo auch seine Tante wohnt. Auch die Mutter, die inzwischen das dritte Mal verheiratet ist, kommt manchmal zu Besuch. Sie darf gerne kommen, wenn sie nüchtern ist... 🐮



Kidsclub on tour – ein Ausflug steht an. Mit an Bord: Andrey (links), der mittlerweile als Erzieher im Kidsclub arbeitet. Schöner kann eine Erfolgsgeschichte nicht sein. Foto: Caritas Sibirien.

15 Jahre Kidsclubs – eine sibirische Erfolgsgeschichte

In zwei Kidsclubs hat Lukas Konermann in diesem Jahr als Freiwilliger mitgearbeitet – bis Corona ihn zum frühzeitigen Abbruch zwang. Er erzählt von seinen Erfahrungen vor Ort. Darüber hinaus hat er mit Führungskräften verschiedener Kidsclubs über aktuelle Probleme und Herausforderungen gesprochen. Auch die Koordinatorin der Kidsclubs in Westsibirien, Svetlana Kusminych, hat er interviewt.

von Lukas Konermann

Vor 15 Jahren entstand in Westsibirien der erste Kidsclub der Caritas. Heute leisten Pädagoginnen, Freiwillige und Mitarbeitende in neun verschiedene Kidsclubs in acht Städten besondere Arbeit, um benachteiligte Kinder zu fördern. In diesem Jahr ist

also Jubiläum - 15 Jahre Kidsclubs der Caritas Westsibirien!

Aber von vorn: Mit dem Zerfall der Sowjetunion in den 1990er Jahren entstand nicht nur eine politische und wirtschaftliche Instabilität, sondern auch eine große soziale Unsicherheit. In-

folge von Arbeitsplatzverlusten sowie dem Wegfall gewohnter Strukturen hat die Alkohol- und Drogenabhängigkeit in Russland stark zugenommen. Kinder waren häufiger auf sich allein gestellt, weil ihre Eltern keine Hilfe leisten konnten. Zu dieser Zeit begannen unter anderem

Ordensschwwestern, mit Kindern von der Straße zu arbeiten: Sie versammelten die Kinder gemeinsam, gaben ihnen Essen und boten Aktivitäten in der Freizeit an. Diese Arbeit war für viele Kinder notwendig, jedoch bei weitem nicht ausreichend. Die Kinder waren weiterhin viel auf der Straße, ungeschützt und auf sich allein gestellt.

Die Arbeit der Caritas beginnt

„Im Jahr 2005 luden wir dann alle, die mit Straßenkindern arbeiten möchten, ein, sich in einem gemeinsamen Programm zusammenzuschließen, um eine Strategie zu entwickeln und Erfahrungen auszutauschen“, erklärt Svetlana Kusminych mir heute. Zu dieser Zeit gab es keine geschulten Fachkräfte, die den Umgang mit sozial schwachen Kindern erlernt hatten. Die Caritas hat es sich dann zur Aufgabe gemacht, diese Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter selbst aus- und fortzubilden, um geeignetes Personal zu stellen.

Förderung der Entwicklung von Kindern

Bei diesen Treffen haben die Leiterinnen der Kidsclubs auch ein Konzept erarbeitet, um die Entwicklung der Kinder zu fördern und die Lösung ihrer Probleme möglichst ganzheitlich zu ermöglichen. Dabei wird auf physischer, psychischer, sozialer und auch spiritueller Ebene gearbeitet, um den Kindern gerecht zu werden. Viele Kinder kommen aus Familien, in denen die Elternteile alkoholabhängig sind oder unter psychischen Störungen leiden. Viele Väter sind selten zuhause, weil sie sehr

lange oder weit weg arbeiten müssen, manche sind im Gefängnis. Es kommt auch vor, dass beispielsweise der Partner der Mutter sehr häufig wechselt, sodass Kinder versuchen, immer wieder eine neue Beziehung aufzubauen, dann aber wegen der gescheiterten Beziehung zwischen Mutter und Partner immer wieder aufs Neue zurückgeworfen werden. Diese Kinder sind in der Regel keine festen sozialen Bindungen gewöhnt und können auch nicht diszipliniert und strukturiert Aufgaben erledigen. Schwester Miriam aus Nischnij Tagil schreibt mir dazu: Fehlende Motivation, mangelndes Vertrauen in die eigenen Fähigkeiten, Schwierigkeiten in der Familie - all das mache es den Kindern oft schwer, in die Workshops einzusteigen und bis zum Ende zu bleiben.

Die Kidsclubs in Novosibirsk stehen vor einer weiteren neuen Herausforderung: In Novosibirsk sind in den letzten Jahren viele Kinder mit Migrationshin-

tergrund angekommen. Aus Kirgistan, Turkmenistan, Usbekistan suchen immer wieder Menschen ihr Glück in Russlands drittgrößter Stadt.

Arbeit mit Migranten

Sie hoffen auf einen guten Arbeitsplatz und eine bessere Zukunft für ihre Kinder. Weil diese Familien oft kaum Russisch sprechen, fällt die Integration in Schule, Kindergarten und Beruf schwer. Hinzu kommt, dass viele Familien nur unvollständige Ausweise besitzen. So werden die Kinder nur selten von staatlichen Kindergärten aufgenommen. Die Caritas Novosibirsk hat es deshalb nun auch zu einem Schwerpunkt ihrer Arbeit gemacht, diesen Menschen bei der Integration zu helfen. Die Kidsclubs der Caritas bieten in Novosibirsk extra Sprach- und Nachhilfeunterricht in der russischen Sprache an, um es den Kindern leichter zu machen. Oft kann nur der Vater etwas Russisch, weil der schon eine Arbeit gefunden hat. Deshalb können



Der Kidsclub im Schnee. Foto: Lukas Konermann.



Heute steht Marmorkuchen backen auf dem Programm. Gulchajo, eine junge Besucherin des Kidsclubs, und Lukas Konermann sind mit Feuereifer bei der Sache. Foto: Caritas Sibirien.

die Eltern ihre eigenen Kinder dabei wenig unterstützen, die neue Sprache zu lernen.

Aus persönlicher Erfahrung kann ich sagen, es ist besonders anfangs für die Kinder schwierig, Russisch zu sprechen. Die Pädagoginnen sind bemüht, dass ausschließlich Russisch gesprochen wird. Doch gerade für Kinder, die noch kaum Russisch sprechen, ist es selbstverständlich verlockend, mit ihren Geschwistern oder anderen Kindern gleicher Herkunft, ihre Muttersprache zu sprechen. Ich kann mich gut erinnern, dass zwei Freundinnen gemeinsam fast nur kirgisisch miteinander gesprochen haben. Da war es immer super, wenn eine usbeki-

sche Freundin dazukam. Ihre gemeinsame Sprache war dann Russisch. Ja, das ist dann hilfreich. Aber es hilft ungemein, das konnte ich auch an mir selbst beobachten. Ich kann mich an einige Kinder erinnern, die erst in Russland angekommen waren, als ich schon vor Ort war. Wenn sie dann nahezu täglich im Kidsclub waren, verbesserten sich ihre Kenntnisse wirklich schnell.

Bei den Migrantenfamilien gibt es immer wieder Probleme mit Formularen und Dokumenten, bei denen es um Aufenthaltserlaubnis und Schulbesuch geht. Für mich war es schwer anzusehen, wenn schulpflichtige Kinder wegen fehlender Dokumen-

te oder zum Teil wohl auch wegen Verständnisproblemen nicht in die Schule gegangen sind. Umso mehr habe ich mich gefreut, als ich Anfang September Bilder von der Einschulung gesehen habe. Einige Kinder, die während meiner Freiwilligendienstzeit noch nicht in die Schule gingen, standen jetzt stolz – und schick – in Schuluniform da!

Grundstrukturen sind in allen Kidsclubs gleich

Auch die vielen anderen Kidsclubs haben in den Grundstrukturen oft gleiche Herausforderungen, die dann lokal nochmal spezifiziert sind. Es

gibt geregelte Tagesabläufe, um den Kindern eine Alltagsstruktur und Verlässlichkeit mitzugeben. Dabei ist die Altersstruktur der Kinder von 5-16 Jahren eine große Herausforderung. „Manchmal ist es für die Pädagoginnen schwierig, die Arbeit mit Kindern unterschiedlichen Alters zu organisieren. Wir müssen uns Aktionen und Aktivitäten ausdenken, die für Kinder aller Altersgruppen interessant sind. Oft arbeiten wir in einem Club in Gruppen“, erzählt Tatjana, die Leiterin des Kidsclubs in Barnaul. Für die jüngeren Kinder gibt es etwa Bastelaufgaben, die älteren helfen beim Kochen oder arbeiten an Projektthemen, die sie vorher gemeinsam ausgewählt haben. Hausaufgaben machen die Kinder ebenfalls zum Teil im Kidsclub, auch dabei können Pädagoginnen oder ältere Kinder helfen. Immer wieder machen die Kidsclubs Ausflüge in Museen, Parks, Veranstaltungen und im Winter gibt es oft eine nahegelegene Möglichkeit, Schlittschuh zu laufen oder Schlitten zu fahren.

Corona durchkreuzt die Pläne

Im März und April mussten die Kidsclubs wegen Corona komplett geschlossen werden. Besonders für die Kinder, die zuhause sehr schlecht versorgt werden, war das dramatisch. Unter anderem Schwester Josuela, Leiterin des Kidsclubs Narnia in Novosibirsk, hat viele Kinder zuhause besucht. Auch wenn solche Besuche und Fahrten verboten waren, hat sie etwa Lebensmittelpenden an die Kinder und deren Familien überbracht. Später, als im Juli



Schlittschuhlaufen auf einer nahegelegenen Eisbahn. Freizeitaktivitäten sind genauso wichtig wie ein regelmäßiges Mittagessen und die Betreuung der Hausaufgaben. Foto: Lukas Konermann.

wieder Kinder in Kleingruppen kamen, durften diese anfangs nicht im Kidsclub essen und haben Mahlzeiten mit nach Hause bekommen. „Einige Kinder, die aus besonders schwierigen Familien kommen, haben ihr Essen einfach mit den Händen auf dem Weg nach Hause gegessen. Sie hatten Angst, dass zu Hause nur die Eltern das essen“, beschreibt Schwester Josuela die Situation. „Zum Glück können wir mittlerweile wieder normal kochen und die Kinder können hier im Kidsclub essen“, ergänzt sie.

Seit Anfang September arbeiten die Kidsclubs wieder in voller Gruppenstärke. Viele Eltern haben ihre Jobs verloren, besonders die, die nicht angemeldet gearbeitet haben. Dadurch stehen die Familien vor noch größeren finanziellen Herausforderungen, die die ohnehin oft bedrohliche Lage in den Familien verschärft.

Die Jubiläumsfeier zum 15. Geburtstag der Kidsclubs musste

leider in diesem Jahr ausfallen, genauso wie das alljährliche Sommerlager. Dort treffen sich jedes Jahr im Altai-Gebirge Kinder aus allen Kidsclubs und verbringen gemeinsam eine Woche. Das ist ein Highlight im Jahr für viele Kinder, denn sie können dann mit Freunden und Pädagogen hinaus in den Urlaub fahren. Vieles musste ausfallen, doch zum Glück läuft die Arbeit in den Kidsclubs jetzt mehr und mehr wie vorher.

Bleibt zu hoffen, dass die Kidsclubs bei der aktuellen Corona-Lage weiterhin offen bleiben können und dass die fantastische Arbeit der Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter vor Ort nicht allzu stark leidet, sodass beim nächsten Jubiläum Corona nur noch eine Erinnerung ist. 🐮

Große Leute – kleine Leute

Caritas-Kidsclub in Omsk gewinnt 2. Platz in russlandweitem Wettbewerb

von Larissa Vetter, FDA-Freiwillige des Bistums Osnabrück in Omsk 2019/2020

Seit nunmehr 15 Jahren gibt es den Kidsclub „Stranaradosti“ („Land der Freude“) in Omsk unter der Obhut des Bistums. Zuvor hatte der Club fünf Jahre lang regional eigenständig existiert. Der Kidsclub wird von russischen Sponsoren und EINE KUH FÜR MARX begleitet und unterstützt, um Kindern und Familien in prekären Lebenssituationen zu helfen und als Zufluchtsort zu dienen. Ebenfalls wird zwischen Eltern und Kindern vermittelt, um die Beziehung zu verbessern.

Das Kinderzentrum erreichte im Dezember 2019 beim Finale in Sotschi mit dem Konzept „Große Leute - kleine Leute“ den zweiten Platz beim russlandweiten und staatlich verifizierten Wettbewerb „Доброволец

России 2019“ („Freiwillige Initiativen in Russland“). Der Wettbewerb ist eine Art Schlüsselkampagne, durch die Führungskräfte und ihre Initiativen unterstützt und weiterentwickelt werden können. Es bietet Gelegenheit, Gleichgesinnte und Partner zu finden. Bewertet wurden in diesem Wettbewerb über einen längeren Zeitkorridor verschiedene Kategorien von Freiwilligenarbeit – nicht nur die Arbeit von Organisationen, sondern auch von Einzelpersonen. Dem Wettbewerb wohnen als nationale Partner verschiedene Presse- und Mediengruppen sowie Ministerien bei.

Das Kinderzentrum gewann den Wettbewerb in der Kategorie „Projektphilosophie und -fundament“. Bereits zuvor war das

Kinderzentrum eigenverantwortlich stark in den sozialen Netzwerken vertreten und berichtete über seine Arbeit, dankte Sponsoren und suchte stetig neue. Viele lokal in Omsk ansässige Unternehmen unterstützen das Zentrum mit Geld oder Sachspenden wie Haushaltswaren, Konserven oder Schulmaterial bei der Ausführung pädagogischer Konzepte. Auch universitäre Fakultäten und andere Einrichtungen bieten den Kindern ehrenamtlich spielerische Schulungen an. Der Wettbewerb erbrachte Jana Nikitina (Foto), der pädagogischen Leiterin, und ihren Mitarbeiterinnen für das Zentrum zusätzlich ein Preisgeld von fast einer Million Rubel (ca. 11.000 Euro). Mit dem Preisgeld konnte dem Kinderzentrum eine neue Küche sowie weitere wichtige Anschaffungen ermöglicht werden.

Darüber hinaus zieht der Gewinn eine stärkere Medienpräsenz sowie weitere russische Förderer nach sich. So wird über das Zentrum im Radio und Fernsehen berichtet. Auch werden den Pädagoginnen des Kinderzentrums zusätzliche pädagogische Schulungen ermöglicht, die auf bisherige – nicht selten durch deutsche Partner unterstützte – Schulungen aufbauen. Das Konzept des Kinderzentrums wird auch in Zukunft weiterentwickelt. Man kann gespannt sein auf die Projekte, die noch folgen. 🐮





Heißer Tee und Suppe wärmen die Wohnungslosen bei tiefsten Temperaturen für einen kleinen Moment von innen.
Foto: Susanne Staets.

Brandwunden, abgefrorene Zehen und Finger, amputierte Beine

Obdachlos in Sibirien – drei Worte, die blanke Trostlosigkeit implizieren: Heftigste Minustemperaturen im Winter, Erfrierungen, aber auch Verbrennungen durch das Aufwärmen an den berühmterbühmten Fernwärmeschächten. Die Caritas Sibirien versucht seit Jahren, das Leid zu lindern.

von Susanne Staets

Obdachlos in Sibirien? – Das ist im Sommer mit seinen langen heißen Tagen und vor den vor Fruchtbarkeit überquellenden russischen Schrebergärten, den Datschen, vielleicht nicht so ein Problem. Waschen, notfalls trinken am und aus dem Fluss. Aber da

gibt es ja auch noch den Winter. Der sibirische Winter hat es in sich – die Temperaturen fallen teilweise auf bis zu minus 40 Grad.

Doch zunächst ein paar Fakten: Eine kleine Studie der Caritas Moskau von 2019 mit 500 Teilnehmenden zeigt folgende

Struktur unter den Wohnungslosen:

* 89% waren Männer (75% von ihnen zwischen 45 bis 60 Jahre alt), 11% Frauen.

* 50% hatte einen mittleren Schulabschluss oder eine mittlere Berufsausbildung

* 50% sind auf der Straße gelandet, weil ihre Familie oder Betrüger sie um ihr Wohnrecht gebracht haben

* ca. die Hälfte der Obdachlosen sind legale oder illegale Migranten

(persönliche Anmerkung: die Studie ist mit hoher Wahrscheinlichkeit von Männern durchgeführt worden, was bedeutet, dass die prozentuale Verteilung der Gruppe eventuell dadurch beeinflusst wurde. Meiner Erfahrung nach ist der Frauenanteil deutlich höher.)

Im sowjetischen Russland sollten praktisch alle Werktätigen eine Wohnung haben, in der sie selbst und alle Personen ihrer Familie registriert sein mussten. Nach dem Ende der Sowjetunion gab es die Möglichkeit, die Wohnungen für kleines Geld zu erwerben, zu privatisieren. So wurde aus der Registrierung in der Wohnung ein Eigentumsrecht. Das Motto „wir versaufen unser Oma ihr klein Häuschen“

nehmen sich viele Russen bis heute erfolgreich zu Herzen. Bei manchen dieser Geschichten bleibt einem fast das Herz stehen. Trostlosigkeit, persönliche Tiefschläge und Perspektivlosigkeit stecken oftmals hinter den Lebensgeschichten dieser Menschen.

Gründe für Obdachlosigkeit

Die meisten der Obdachlosen haben keine Registrierung, die für fast jede staatliche Hilfe unabdingbar ist. Sehr viele von ihnen haben oft mehrfache Gefängnisstrafen hinter sich. Die Bewährungshilfe besteht aus einem Zugticket in irgendeine Stadt, in der vielleicht ein Familienangehöriger zur Aufnahme bereit ist. Wer solchermaßen ohne Geld vor dem Gefängnistor steht, hat nur wenige Möglichkeiten, ohne strafbare Handlungen an Essen zu kommen. Das Mutter-Kind-Heim der Caritas in Tscheljabinsk ist ge-

nau aus diesem Grund entstanden: für die Aufnahme der mit ihren Kindern inhaftierten Mütter des Frauengefängnisses. Zudem werden Mütter oft obdachlos, weil sie vom Vater des Kindes in der Schwangerschaft aus der gemeinsamen Wohnung geworfen werden.

Eine weitere Gruppe ist die große Zahl derer, die nicht bei ihren Eltern, sondern in Kinderheimen und bei Pflegeeltern aufgewachsen sind. Ihnen steht, wenn sie 18 Jahre alt sind, eigentlich laut Gesetz eine Wohnung zu. Eigentlich. Die Strukturen der Heim- und Pflegeerziehung sind nach wie vor nicht geeignet, weltgewandte, gewiefte Menschen zu entlassen, die dem Bürokratiedschwengel gewachsen wären. Obdachlosigkeit ist oftmals die Folge.

Leid und Elend auf der Straße

Wenn ich an meine Begegnungen mit Obdachlosen denke, dann fällt mir als erstes 20 cm dickes Eis auf den Bürgersteinen ein, mein Experiment im ersten Winter: wie lange schaffe ich es bei minus 38 Grad ununterbrochen auf der Straße zu bleiben? Meine Panik, als ich damals die Aufgabe bekam, mit den deutschen Diözesandirektoren, die zum Jubiläum angereist waren, abends nochmal um den Block zu gehen, und als ich dann nach 20 Minuten merkte, dass meine Hände in den Taschen meiner dicken Daunenjacke in der Eiseskälte langsam gefühllos wurden...

Ich denke an abgefrorene Zehen, Finger und amputierte Beine, an Brandwunden vom vielleicht betrunkenem Einschlafen



Eine Brandwunde so groß wie ein Bügeleisen. Nadjeschda versorgt die Wunde der jungen Frau, die auf der Straße lebt. Foto: Susanne Staets.





In dieser Unterkunft der Mutter-Teresa-Schwestern haben ehemalige Wohnungslose eine Bleibe gefunden. Endlich haben sie ein Dach über dem Kopf und täglich etwas zu essen im Magen. Foto: Susanne Staets.

an den brühheißen Rohren in den Fernwärmeschächten, an das junge Mädchen, das zum Kiosk an den Bahngleisen von Barnaul zum Verbandswechsel kam. Täglich zu kommen hatte sie nicht geschafft, so musste Nadjeschda den Verband von einer bügeleisengroßen Verbrennungswunde herunter-schneiden. Was darunter zum Vorschein kam, hat mich nicht so sehr geschockt. Ich hatte schon sehr vieles gesehen. Was mich aber fast zum Weinen brachte, war die Vorstellung, meine gleichaltrige Tochter könne dort sitzen.

Corona verschärft Probleme

Corona hat all diese Probleme extrem verschärft. Wissenschaftler gehen von ungefähr fünf Millionen Obdachlosen in normalen Zeiten aus. Zu ihnen werden diejenigen kommen, die ihre Arbeit und dadurch, dass sie die Raten für die Kredite nicht mehr zahlen können, ihre

Wohnungen verlieren. Alle coronabedingten Grundregeln – Selbstisolierung, Schutzmaßnahmen wie Masken und Abstand, häufiges Händewaschen – sind auf der Straße quasi unmöglich. Ganz zu schweigen vom Zugang zu medizinischer Versorgung und Medikamenten, die für Menschen ohne Registrierung, Pass, Krankenversicherung auch sonst so gut wie unerreichbar sind.

Eine lebhaftere Erinnerung an die Obdachlosenhilfe in Omsk kommt in mir hoch. Schwester Ursula hatte den Krankenwagen gerufen, weil es einem der Männer sehr schlecht ging. Die Ambulanz weigerte sich, ihn mitzunehmen. Ein anderes Mal wurde Schwester Juliana angerufen, zwei Obdachlose mit amputierten Gliedmaßen waren von den Krankenhausmitarbeitern nach erfolgter Behandlung neben dem Eingang unter die Büsche gelegt worden. Als sie ankam, war einer von ihnen bereits verstorben.

Gibt es irgendetwas, womit sich dieser Artikel mit einer etwas positiveren Note beenden ließe? Schreiben über die NGOs, die sich für Obdachlose engagieren, die Angebote der Caritas und der orthodoxen Kirche, die Suppenküchen? Ja, gewiss, denn es gehört zur elementaren Christenpflicht, den an den Rand Gedrängten zu helfen – und zwar bedingungslos.

Die Caritas Sibirien hilft Wohnungslosen mit besonderem Engagement. Jeden Tag geht es aufs Neue darum, Menschen, die auf der Straße leben, vor dem Tod zu bewahren. Gott sei Dank gibt es viele Menschen vor Ort, die nicht locker lassen und jeden Tag ihr Möglichstes tun, um die Not zu lindern.

Denn es gilt: Was ihr für einen meiner geringsten Geschwister getan habt, das habt ihr mir getan. Das verdient unseren tiefsten Respekt. 🐮

Fakten zur Wohnungslosenhilfe in Sibirien:

+ in den letzten Jahren wurden von der Caritas Sibirien ca. 30.000 Mahlzeiten pro Jahr ausgegeben. Das sind ca. 130 warme Mahlzeiten am Tag.

+ ca. 2000 medizinische Behandlungen wurden an den verschiedensten Standorten von der Caritas Sibirien jährlich durchgeführt (Versorgung von Brandwunden, Schnittverletzungen etc.).

+ etwa 20 bis 30 Personen konnte pro Jahr eine Arbeit oder eine Unterkunft vermittelt werden

+ über 100 Menschen wird jährlich bei der Wiederbeschaffung von Dokumenten geholfen



Nähe, Wärme und Aufmerksamkeit: Schwester Daria Rasskazova, Direktorin der Diözesan-Caritas Novosibirsk, schaut immer wieder gerne in der Suppenküche vorbei, in der sie früher arbeitete. Foto: Caritas Sibirien.

Bedingungslose Barmherzigkeit – Hier geht es um die Caritas, nicht wahr?

Das Direktorinnen-Team der Diözesan-Caritas Novosibirsk wirft einen eigenen Blick auf die Arbeit der Caritas in Sibirien.

aufgezeichnet und übersetzt von Johanna Fipp

Wenn Schwester Daria Rasskazova, Direktorin und Natalja Sokolova, stellvertretende Direktorin der Diözesan-Caritas Novosibirsk auf ihre Zeit bei der Caritas zurückblicken, gibt es viel zu erzählen. Von Erlebnissen, die sie besonders geprägt haben,

was Caritas für sie bedeutet und wie sich die Organisation über die Jahre entwickelt hat. Natalja Sokolova ist seit 16 Jahren die stellvertretende Direktorin der Diözesan-Caritas Sibirien. Sie kam zu einer Zeit, in der sich die Aufgaben der Caritas von huma-

nitären Hilfsprogrammen zu „echten“ sozialen Projekten wandelten.

„Als ich anfang hier zu arbeiten, begannen wir mit der Etablierung von Kinderclubs, Hauskrankenpflege und Familienentwicklung im ganzen Bistum.



Natalja Sokolova, stellvertretende Direktorin der Diözesan-Caritas Novosibirsk. Foto: Caritas Sibirien.

Das waren mehr als 20 Projekte in 10 Städten und Gemeinden Sibiriens, ein enormer Arbeitsaufwand.

Es mussten tausend Probleme gelöst werden – Einstellung von Personal, Räumlichkeiten und finanzielle Unterstützung waren nur die Spitze des Eisberges. Es gab keine Mitarbeitenden, die auf diese Arbeit vorbereitet waren. Selbst wenn jemand über die notwendigen Fachkenntnisse verfügte, kannte niemand die Arbeitsweise der Caritas. Es musste viel Zeit für die Vermittlung eines barmherzigen Ansatzes und der humanistischen Prinzipien der Caritas aufgewendet werden. Die Haupttriebkraft dieser Entwicklung war Schwester Elisabeth Jakubowitz. Neben der unglaublichen Fähigkeit, die Arbeit von drei Mitarbeitenden zu schaffen und einer Vielzahl von Ideen im Bereich der Sozialen Arbeit, hatte sie eine weitere Schlüsselqualität: Sie glaubte an uns Mitarbeitende, steckte uns mit ihren Ideen an, inspirierte uns und

half anderen bedingungslos. Ich bin mir sicher, dass meine Vorstellungen über das Leben, über die Kirche und über die Caritas in vielerlei Hinsicht durch ihr Beispiel geprägt wurden.

Als ich begann, für die Caritas zu arbeiten, waren seit dem Zusammenbruch der Sowjetunion gerade 13 Jahre vergangen, eine sehr kurze Zeitspanne. Die Gesellschaft stand unter enormem Stress. Das alte System, mit seinen Werten, Zielen und Maßstäben, an das viele Menschen ihr Leben lang geglaubt hatten, war auf einmal falsch.

Viele gingen in dieser Zeit verloren: das Land zersplitterte, Unternehmen wurden geschlossen, Millionen Menschen erhielten keinen Lohn, Familien zerbrachen, die Zahl der auf den Straßen lebenden Kinder stieg um ein Vielfaches. Versteckte Phänomene wie Obdachlosigkeit, Drogenabhängigkeit und Prostitution breiteten sich aus. Die Perestrojka hat zu vielen sozialen Problemen geführt, mit denen wir uns in den Caritas-Projekten noch immer auseinandersetzen müssen.

Einiges hat sich verbessert

In den letzten 15 Jahren hat es in Russland bedeutende Veränderungen gegeben. Eine Reihe sozialer Probleme wurden gelöst. Die Straßenkinder, die in den 90er Jahren zu Tausenden auftauchten, gab es nicht mehr in dieser Zahl. Es wurde ein bedeutender Schritt zum Abbau von Waisenhäusern und zur Unterbringung von Waisen in Familien unternommen, die Zahl der Obdachlosen auf der Straße nahm ab. Doch das ist nicht der alleinige Verdienst des Staates.

Die Zahl der gemeinnützigen Organisationen in Russland hat sich vervielfacht und in den Großstädten gibt es nun NGOs, die nicht nur mit Menschen in Not arbeiten, sondern auch versuchen, neue Standards und Prinzipien der Arbeit im sozialen Bereich an den Staat weiterzugeben. Auch die Menschen selbst verändern sich: Es gibt viel mehr aktive Menschen, die sich freiwillig engagieren. Außerdem wurde das System der Vergabe von Präsidentschaftszuschüssen für NGOs reformiert und funktioniert nun viel besser.

Chronische soziale Probleme sind geblieben

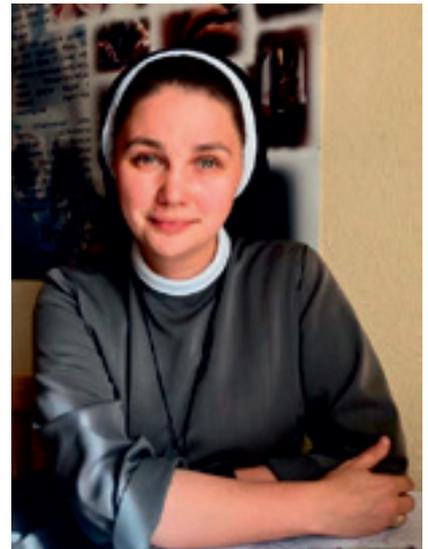
Leider sind die chronischen sozialen Probleme – Alkoholismus, häusliche Gewalt, unzureichende medizinische Versorgung, extreme Armut in Dörfern und Kleinstädten, niedrige Einkommen der Bevölkerung und ein unflexibles Staatssystem – nicht verschwunden. Die Formel, die wir in der Caritas einmal aufgestellt haben, um die Situation zu beschreiben, funktioniert immer noch: „In Russland kann man gut leben, wenn man gesund ist, Arbeit und Wohnung und die Unterstützung der Familie hat.“ Sobald eine dieser Bedingungen fehlt, kann man plötzlich in eine Krisensituation geraten, aus der man alleine nicht mehr rauskommt. Oft kommen Menschen zu uns, die auf staatliche Hilfe angewiesen sind und oft sagen sie uns: „Geh zur Caritas, wenn Dir dort nicht geholfen wird, wird Dir nirgendwo geholfen.“ Warum sagen sie das? Weil es in öffentlichen Einrichtungen immer noch zu viel Bürokratie

gibt. Um Hilfe zu erhalten, müssen Antragstellende Bescheinigungen und Dokumente vorlegen, die praktisch unmöglich zu bekommen sind. Beispielsweise muss eine Frau, um Sozialhilfe zu erhalten eine Bescheinigung über das Einkommen ihres Mannes vorlegen. Wenn die Scheidung nicht offiziell ist, wenn der Aufenthaltsort des Ehepartners unbekannt ist, oder wenn die Frau von ihrem gewalttätigen Ehemann weggelaufen ist, wird sie keine solche Bescheinigung vorlegen können und daher nicht einmal dringende Sozialhilfe in Form eines Lebensmittelpaketes erhalten! Natürlich wird die Caritas in einer solchen Situation schneller helfen. Unsere Mitarbeitenden setzen sich mit den Menschen auseinander, befragen sie und gehen mit ihnen nach Hause, um zu verstehen, welche Art von Hilfe benötigt wird.

Helfen, wo niemand hilft

Hier sehen wir unsere Aufgabe – zu helfen, wo niemand hilft. Trotz der sich verändernden Situation in der Gesellschaft haben unsere Projekte nicht an Relevanz verloren. Natürlich sehen wir viele Probleme, auf die wir aufgrund begrenzter Mittel, fehlenden Personals, fehlender oder zu komplexer Gesetzgebung noch nicht reagieren können. Zum Beispiel träumen wir manchmal davon, ein Pflegeheim oder Hospiz oder ein medizinisches Zentrum für arme Menschen zu eröffnen... In der Sozialarbeit muss es Träume geben, manchmal muss man an ein Wunder glauben, denn manchmal werden sie wahr!

Doch neben Träumen, sind es die kleinen täglichen Erfolge, die uns im Team immer wieder Kraft geben. Deshalb sind wir immer sehr auf die Ehemaligen-Treffen gespannt. 2015 gab es zum Beispiel zum Jubiläum des Kinderclubs in Novosibirsk ein Treffen aller Kinder, die bei uns aufgewachsen sind. Es kamen erstaunlich viele. Sie erzählten, welche Rolle der Club und die Pädagogen in ihrem Leben spielten. Sie erzählten, dass der Club für sie der einzige Ort war, an dem sie sich vor elterlicher Trunkenheit, Schlägen und Erniedrigungen verstecken konnten. Ich erinnere mich, wie lange wir überlegt haben, ob wir einen 11-jährigen Jungen in ein Ferienlager ins Altai-Gebirge mitnehmen können. Er kam aus einer sehr schwierigen Familie, hatte große Schwierigkeiten mit den anderen Kindern mitzuhalten, lief oft weg und sprach so gut wie nie. Uns war bewusst, dass es ein Risiko war, ihn mitzunehmen, wir beschlossen aber, es auszuprobieren. Was für eine Entscheidung! Ein paar Wochen nach seiner Rückkehr begann er zu sprechen und freundete sich sogar mit den anderen Kindern an. Ein Wunder? Ja, ein konkretes kleines Wunder! Diese Geschichten geben uns allen Kraft. Trotz aller Enttäuschungen und Rückschläge, sind sie es, die wie helle Momente aufleuchten und unsere Arbeit tragen. Aber ist es nicht nur der Erfolg, der entscheidend ist, oder? Entscheidend ist, dass wir alles in unseren Möglichkeiten stehende tun, um den Menschen zu helfen, ganz egal, um welchen Menschen es sich handelt.



Schwester Daria Rasskazova, Direktorin der Diözesan-Caritas Novosibirsk. Foto: Caritas Sibirien.

Schwester Daria Rasskazova leitet seit drei Jahren die Diözesan-Caritas in Novosibirsk. Als Mitglied der Kongregation der Schwestern von der heiligen Elisabeth, der Schutzpatronin der Caritas, hat die Arbeit der Caritas für sie einen besonderen Stellenwert.

„Vor fünf Jahren habe ich angefangen bei der Caritas als Leiterin der Suppenküche zu arbeiten. Die Suppenküche war ein neues Projekt für ältere bedürftige Menschen und Familien. Wie bei jedem neuen Projekt, begegneten wir der Eröffnung der Suppenküche mit Freude, Motivation, aber auch Ängsten. Wird sie gefragt sein? Werden wir in der Lage sein, das anzubieten, was diese Menschen brauchen? Können wir sie auf Dauer finanzieren? Es war eine beängstigende und bereichernde Erfahrung zugleich. Abgesehen von der Suppenküche war es für die Caritas selbst eine schwierige Zeit, da ein Projekt geschlossen wurde, das für viele Jahre ein „Aushängeschild“ der Cari-



tas war, nämlich das Waisenhaus St. Nikolaus. 20 Jahre lang lebten Waisenkinder auf unserem Gelände und dementsprechend waren die Emotionen bei der Schließung: Bedauern und Angst.

Betreuung, Wärme und Aufmerksamkeit

Doch das ehemalige Waisenhaus sollte nicht leer bleiben. Das Mutter-Kind-Heim zog in das Haus ein und konnte damit viel größer werden und in dem damaligen Speisesaal eröffneten wir die Suppenküche. Die Resonanz war einfach riesig!

Wir haben versucht, dafür zu sorgen, dass unsere Klienten nicht nur die Nahrung erhielten, die sie zweifellos brauchten, sondern auch Betreuung, Wärme und Aufmerksamkeit. Dinge, die wie wir wissen, oft viel wichtiger sind als materielle Unterstützung. Das Besondere an dieser Zeit war, dass das Programm für Novosibirsk ganz neu war und wir damit nicht an alte Strukturen und Rahmenbedingungen gebunden waren. So konnten wir – natürlich immer im engen Gespräch mit den Besuchern der Suppenküche – experimentieren, verschiedene Ansätze ausprobieren, nach und nach Programme und Menüs entwickeln und Veranstaltungen planen. Jetzt ist die Suppenküche ein „erwachsenes“ Projekt, aber sie hört nicht auf, sich zu entwickeln. Ich verfolge gerne ihre Entwicklung und das Schicksal der Besucherinnen und Besucher. Ich glaube, der Caritas in Novosibirsk hat so ein Projekt gefehlt. Es ist, als ob dieses Projekt fehlende Teile zu einem Puzzle hinzugefügt hätte.

Zwei Jahre lang habe ich die Suppenküche geleitet und unglaublich viel gelernt und mitgenommen.

Dann habe ich die Leitung der Caritas übernommen und als Direktorin kann ich mit Sicherheit sagen, dass der Geist, mit dem die Caritas vor mehr als 25 Jahren in Russland aufgebaut wurde, noch immer lebendig ist. Ist es nicht das, was wir Gottes Vorsehung nennen? Unsere Arbeit ist absolut erstaunlich, und ich denke, sie ist einzigartig.

Der Gründungsgeist ist noch immer lebendig

Wir arbeiten in Einheit mit der Kirche, aber jenseits ihrer praktischen Möglichkeiten. Wir schaffen neue Dinge auf der Grundlage unzerstörbarer christlicher Wahrheiten. Wenn ich auf die Geschichte der Caritas in Sibirien zurückblicke und jetzt auf die aktuelle Caritas schaue, kann ich sagen, dass sie eine einzigartige Organisation ist. Sie hat unglaublich viel gelernt und sich stark weiterentwickelt, aber ihren Geist hat sie sich bewahrt. Sie arbeitet gleichzeitig innerhalb, außerhalb und mit dem Christentum. Ich sage gerne, dass die Caritas die Hand der Kirche ist, weil sie praktisch ist.

Was für mich jetzt das Wichtigste ist? Ich möchte, dass die Caritas in Sibirien eine Antwort auf die Herausforderungen der Zeit ist. Ich möchte, dass wir „Augen und Ohren“ haben, nicht für das, was wir selbst tun wollen, sondern für das, was die Menschen, für die wir arbeiten, wirklich brauchen. Ich möchte, dass wir der Welt gegenüber of-

fen sind. Es ist eine große Versuchung, nur das zu tun, was einem gefällt, oder was man selbst für richtig hält. Es braucht Demut und Geduld, um die Bedürfnisse des anderen zu hören und zu sehen.

Caritas – die Hand der Kirche

Ich glaube, genau darum geht es bei der Caritas: Jeden Einzelnen in der verrückten Hektik des Alltags zu sehen und ihm zu helfen, seinen eigenen unschätzbaren Wert zu erkennen, sich zu finden und sich selbst zu lieben. Bedingungslose Barmherzigkeit – Hier geht es um die Caritas, nicht wahr?“ 



Geselligkeit und eine familiäre Atmosphäre ist wichtiger Bestandteil des Alltags in den Mutter-Kind-Heimen der Caritas in Westsibirien. Foto: Caritas Sibirien.

Mutter-Kind-Heime in Westsibirien – Inseln für den Neustart

Im Jahrgang 2016/2017 absolvierte Johanna Fipp ihren Freiwilligendienst im Ausland (FDA) mit dem Bistum Osnabrück in der Caritas Novosibirsk. Besonders engagierte sie sich im Mutter-Kind-Heim St. Sofia. Die Berliner Studentin der Sozial- und Kulturanthropologie hält auch heute noch Kontakt zu den Müttern und Kindern und auch zu ihren ehemaligen Kolleginnen nach Sibirien.

von Johanna Fipp

Ein Tag im Mutter-Kind-Heim St. Sofia beginnt früh. Bis zum späten Abend hat man das Gefühl, in einem großen Bienenstock zu sein. Eine Frau eilt zur Arbeit und hat vorher die Kinder in die Krippe gebracht, eine andere hat Dienst in der Küche und kocht das Mittagessen für die ganze Etage. Am Tisch sitzt

eine Mutter und füttert ihre Zwillinge, eine andere bringt Sauberkeit in das gemeinsame Heim. Jemand verschwindet hinter der Tür zur Psychologin. Andere räumen die Einkäufe für die nächste Woche in die Speisekammer. Alle im Mutter-Kind-Heim versuchen eine Atmosphäre der Freundlichkeit und Unterstützung zu

schaffen. Doch wo es viel Freude und Licht gibt, gibt es auch Tränen und Schatten, die von den schweren Schicksalen der Frauen und Kinder erzählen.

Als die Caritas in Sibirien ihre Arbeit aufnahm, wurde sehr schnell deutlich, dass vor allem alleinerziehende Mütter und Kinder in schwierigen Lebenssi-

tuationen dringend Hilfe benötigen. Neben Familienzentren und ambulanten Beratungsstellen wurden 1996 nach und nach stationäre Mutter-Kind-Heime in den drei sibirischen Städten Novosibirsk, Tscheljabinsk und zuletzt Barnaul ins Leben gerufen. Seitdem haben sie nicht mehr an Aktualität verloren.

„Wer in Russland eine intakte Familie hat, gesund ist und Arbeit findet, kann gut leben. Doch sobald eine Komponente fehlt, fällt man durch das soziale Netz und wird nicht durch ein staatlich organisiertes Netz aufgefangen. Die Frauen, die hier leben, sind durch das Netz gefallen. Sie sind am Ende ihrer Kräfte. Aber sie haben einen großen Schatz, den sie nicht verlieren wollen und für den sie kämpfen: ihre Kinder.“ So beschreibt Julia Krjukowa, die seit zehn Jahren das Mutter-Kind-Heim St. Sofia in Novosibirsk leitet, die Situation der Frauen, die Hilfe in den Mutter-Kind-Heimen suchen. Frauen, die in Waisenhäusern aufgewachsen sind und nie ein liebevolles Umfeld erfahren haben, Frauen mit einer schwierigen Vergangenheit (Alkohol, Drogen, Gefängnis) und Frauen, die vor häuslicher Gewalt fliehen.

Vertrauen finden

Viele dieser Frauen haben Schwierigkeiten, eine Bindung zu ihren Kindern aufzubauen und wissen gar nicht, wie sie mit ihnen umgehen sollen. Gerade Frauen, die in Waisenhäusern aufgewachsen sind und nie elterliche Zuneigung erfahren haben, haben Probleme, diese nun ihren eigenen Kindern zu zeigen.

In den Mutter-Kind-Heimen erhalten Mütter und Kinder ein Dach über dem Kopf, eine vollwertige Ernährung und psychosoziale Hilfe. Manche für Monate, manche für Jahre. Sie lernen, mit ihren Lebensschwierigkeiten umzugehen und vor allem lernen sie wieder, Vertrauen zu finden – Vertrauen in das Leben, in andere Menschen und in sich selbst. Sie werden dabei psychologisch, juristisch und pädagogisch begleitet. Sozialpädagogen, Hauswirtschaftlerinnen und Freiwillige stehen ihnen ebenfalls zur Seite. So erhalten sie beispielsweise Unterstützung bei Behördengängen, bei der Kindererziehung und der Erarbeitung einer Lebensperspektive. Der Weg aus Krisen heraus und zur Selbstständigkeit ist für keine der Frauen einfach, doch mithilfe der Mitarbeitenden und dem ganzen Caritas-Team über Novosibirsk hinaus, werden die jungen Familien bestmöglich unterstützt. Doch nicht nur die Mitarbeitenden sind eine Hilfe. Viele der Frauen erleben zum ersten Mal eine familiäre Atmosphäre und trotz kleinerer Streitereien untereinander, wissen sie, dass auch andere Frauen mit schwierigen Situationen zu kämpfen haben. Dieses Wissen hilft ihnen auf ihrem Weg.

Mutter-Kind-Heime haben Modellcharakter

Lange waren die Mutter-Kind-Heime der Caritas in Sibirien die einzigen, die auf diese Weise mit den Müttern und Kindern arbeiten. Mittlerweile haben weitere Häuser eröffnet, wobei die Mutter-Kind-Heime der Caritas Modellcharakter haben.

Doch ausreichen würden sie laut Julia Krjukowa leider nicht: „Wenn wir hier in Novosibirsk noch eine Etage einrichten würden, wäre sie sofort belegt. Würden wir darauf noch eine errichten, könnte sie wahrscheinlich auch sofort bezogen werden und das geht den anderen Mutter-Kind-Heimen in Tscheljabinsk und Barnaul genauso.“

Julia Krjukowa erinnert sich an einen ihrer ersten Arbeitstage, als wäre es gestern gewesen: „Ein paar Tage, nachdem ich im Mutter-Kind-Heim angefangen habe zu arbeiten, kam eine junge Frau auf uns zu. Sie war mittelgroß, schwanger, hatte einen riesigen Bluterguss im Gesicht und an Armen und Beinen blaue Flecken. Sie hielt einen kleinen, mageren Jungen in den Armen, und hinter ihr, den Saum ihres Kleides haltend, blickte ihre Tochter mit riesigen Augen voller Angst hervor. Die Frau weinte und konnte nicht sprechen. Irgendwann sagte sie leise: „Hilfe“ und nachdem wir ihr Vertrauen gewonnen haben, erzählte sie ihre Geschichte: Ihr Ehemann war ein gewalttätiger Mensch. Für seine Misserfolge gab er seiner Frau die Schuld. Zuhause gab es immer wieder Schläge und Wutausbrüche. Die Kinder litten darunter genau wie die Mutter. Das hart erwirtschaftete Geld verschwand immer häufiger nach einer durchzechten Nacht.

Es gab niemanden, der die Mutter und die Kinder schützte. Sie selbst ist im Kinderheim aufgewachsen und hatte nie eine Familie. Die Familie des Mannes rechtfertigte immer wieder sein Verhalten und erinnerte sie an ihre Pflichten als Ehefrau –



Oft sind die Mütter noch sehr jung, wenn sie in die Mutter-Kind-Heime aufgenommen werden. Meist haben sie schon vorher viel mit ihren Kindern durchgemacht. Foto: Caritas Sibirien.

„Schläge gehören nun einmal dazu“. Eineinhalb Jahre lang lebte die Familie bei uns. Es gab Höhen und Tiefen, für kurze Zeit versuchte die Mutter wieder bei ihrem Mann zu leben, kam aber nach einem Monat mit Verletzungen und Blutergüssen wieder. Dann hat sie sich entschieden, all das hinter sich zu lassen und selbstständig ein Leben aufzubauen. Dieser Prozess ist sehr lang und schwierig. Doch sie hat es mit Hilfe des ganzen Teams der Caritas geschafft. Die Mutter kommt uns heute noch mit ihren mittlerweile viel größeren Kindern oft besuchen. Sie anzuschauen und zu sehen, wie aus der völlig verängstigten Person eine selbstbewusste Frau geworden ist, die

vor ein paar Jahren eine eigene Wohnung mit ihren Kindern bezogen hat und selbstständig lebt, gibt mir in schwierigen Momenten immer wieder Kraft.“

Schläge gelten nicht als Straftat

Diese Geschichte ist nur eine von vielen, die die Mitarbeitenden der Mutter-Kind-Heime erzählen können. Häusliche Gewalt ist oft der Auslöser dafür, dass die Mütter die Heime aufsuchen. Wie viele Frauen von Gewalt im eigenen Haus betroffen sind, ist nur schwer zu erfassen.

Durch das 2017 verabschiedete Gesetz, das Schläge unter Ehepartnern nicht als Straftat, son-

dern als Ordnungswidrigkeit definiert, werden weniger Fälle angezeigt. Die Strafe, die den Tätern droht, wird häufig aus der gemeinsamen, meist knapp bemessenen Kasse bezahlt. Dieses Geld fehlt dann für die Kinder und den Haushalt. Wenn die Mütter sich dann dazu entscheiden, die Reißleine zu ziehen, um sich und ihre Kinder zu schützen, suchen sie Unterstützung in den Mutter-Kind-Heimen.

Anfangs war es für Julia nicht leicht, nach der Arbeit abzuschalten. Immer wieder wanderten ihre Gedanken zu dieser oder jener Frau oder zu den Kindern und sie überlegte die ganze Nacht, was noch getan werden kann. Denn eine Arbeit

mit Menschen ist nicht einfach damit beendet, dass man nach Hause geht.

Wärme, Freundlichkeit und Unterstützung

„Das Mutter-Kind-Heim, dieser wunderbare Ort, ist für mich zu einem zweiten Zuhause geworden“, erzählt Julia Krjukowa. „Oft bin ich wütend und traurig zugleich, wenn ich wieder eine Frau mit Blutergüssen im Gesicht sehe, wenn ich von trinkenden Männern höre oder wenn ich die Kinder sehe, die völlig erschöpft und voller Angst sind und kaum ein Wort sprechen. Die Mutter-Kind-Heime sind wie Inseln, wo sich

die Mütter neu orientieren können, wo sie Liebe erfahren, und wo sie sich oft das erste Mal wirklich richtig um ihre Kinder kümmern können. Natürlich gelingt es uns nicht immer, mit einer schwierigen Situation fertig zu werden. Es kommt vor, dass eine Frau zu ihrem Ehemann zurückkehrt, mit den Schwierigkeiten nicht zurechtkommt und die Kinder in ein Waisenhaus abgibt oder zum Alkohol zurückkehrt. Und doch überwiegen die positiven Momente und ich bin glücklich, dass es Orte wie dieses Heim gibt, in denen jede Familie in Not Schutz finden kann. In unserem Team arbeiten keine gleichgültigen Menschen und das ist das

Wichtigste! Wir alle befinden uns in einem steten Lernprozess und seitdem ich hier arbeite, gibt es regelmäßig Schulungen für uns Mitarbeitende in ganz unterschiedlichen Bereichen. Letztes Jahr habe ich beispielsweise an einem Kurs zu psychosomatischen Problemen teilgenommen und daraus unglaublich viel mitgenommen. Außerdem stehen wir im engen Kontakt zu den Mutter-Kind-Heimen der Caritas in den anderen Städten und unterstützen uns gegenseitig. Der Welt fehlt es manchmal an Wärme, Freundlichkeit und Unterstützung, aber wenn man die Tür zu einem unserer Zentren öffnet, ist es genau das, was man spürt.“ 

Hilfsangebote der Mutter-Kind-Heime der Caritas in Sibirien:

- Für Mütter mit Kindern unter 1,5 Jahren kostenlose Unterkunft und Vollversorgung
- Kostengünstige Unterkunft für Mütter mit Kindern ab 1,5 Jahren
- Psychologische Betreuung
- Erarbeitung einer Lebensperspektive
- Kinderbetreuung
- Juristische Beratung
- Unterstützung bei der Arbeitssuche
- Wiederherstellung von persönlichen Papieren
- Beantragung von Beihilfen, Lösung der Wohnfragen etc.
- Ambulante Unterstützung von Familien mit Kindern, die über einen eigenen Wohnraum verfügen
- Bereitstellung von Kinderkleidung, Kinderwagen, Möbeln, Babynahrung und Kleidung für die Mütter

Schulungen und Unterstützung der Mütter in folgenden Bereichen:

- Gesundheit und Ernährung von Kindern
- Entwicklung und Erziehung des Kindes
- Familienbeziehungen und Elternrolle
- Gesundheit und Ernährung der Mütter
- Haushaltsführung
- Lebens- und Familienplanung
- Lösung von Konfliktsituationen



















Schwester Elisabeth Jakubowitz hat wie keine andere die Caritasarbeit in Sibirien, ja in ganz Russland, geprägt.
Foto: Ottmar Steffan.

Hier ist der Geist Gottes am Werk

Susanne Staets führte vor wenigen Wochen ein Interview mit Schwester Elisabeth Jakubowitz. Susanne Staets war von Ende 2005 bis Herbst 2011 als Referentin für Öffentlichkeitsarbeit in der Caritas Sibirien tätig. Als sie in Novosibirsk begann, arbeitete Schwester Elisabeth bereits 10 Jahre in Sibirien. Die beiden Frauen haben sich in der Zeit ihrer Zusammenarbeit kennen- und schätzengelernt und intensiv miteinander gearbeitet.

Interview von Susanne Staets

Persönlich

Wie alt warst du, als du nach Sibirien gegangen bist?

Als ich im Mai 1995 nach Sibirien ausgereist bin, war ich 35 Jahre alt. Ich war seit 14 Jahren Aachener Franziskanerin und

hatte 5 Jahre zuvor meine ewigen Gelübde abgelegt.

Wie warst du ausgebildet? Welche beruflichen Erfahrungen brachtest du mit?

Ich bin Krankenschwester. Meinen Beruf habe ich sehr geliebt.

Ich hatte Berufserfahrung in der stationären und ambulanten Krankenpflege. Besonders gern habe ich schwerkranke Menschen gepflegt.

Welche Erfahrungen waren besonders nützlich?

Sehr hilfreich waren für meinen Einsatz in Sibirien die Erfahrungen, die ich beim Aufbau der Sozialstation in Erfurt gesammelt habe. Das war die erste Caritas-Sozialstation in den neuen Bundesländern. Wir haben schon im August 1990 begonnen, also noch vor der Wiedervereinigung. Das war meine erste Leitungsaufgabe. Der Aufbau mitten im Wende-Chaos war eine große Herausforderung, bei der ich sehr viel gelernt habe.

Wie hast du dich vorbereitet?

Auf den Einsatz in Sibirien habe ich mich durch Russischunterricht bei einem alten russland-deutschen Ehepaar vorbereitet. Sie haben mir nicht nur die Sprachkenntnisse erweitert (ich hatte ja schon in der Schule intensiven Russischunterricht), sondern auch viel von der Geschichte der Russlanddeutschen und dem Leben der Menschen in Sibirien erzählt.

Gab es Befürchtungen?

Grundsätzlich hatte ich keine Vorstellung davon, wie mein Dienst dort wirklich aussehen wird. Diese Unsicherheit war manchmal schwer auszuhalten.

Was hat dir am meisten geholfen?

Mein Einsatz in Sibirien war ein Gemeinschaftsprojekt meiner Ordensgemeinschaft zusammen mit den Missionarinnen Christi. Als missionarische Gemeinschaft hatten diese Schwestern bereits viel Erfahrung damit, wie wichtig es ist, sich Zeit zu lassen, um in dem neuen Land anzukommen, die Menschen und die Gesellschaft wirklich kennenzulernen und in Ruhe zu

schauen, welche Dienste erforderlich sind. Das hat mir sehr geholfen. Der Aufbau der Caritas in Omsk war dann auch ein gemeinsamer Dienst. Ich bin den Schwestern sehr dankbar für die vielen gemeinsamen Überlegungen, die Unterstützung, die Korrekturen und die Mitverantwortung.

Natürlich war auch die Unterstützung durch meine eigene Gemeinschaft enorm wichtig. Ich wusste, dass meine Mitschwestern sehr viel für mich beten, besonders die alten Schwestern, und dass meine Ordensleitung diesen Einsatz mitträgt. Bei meinen Besuchen in Deutschland waren die Schwestern immer sehr daran interessiert, dass ich ihnen von Sibirien berichte.

Was hat dich am meisten behindert?

Trotz meiner Sprachkenntnisse und meiner eigenen Erfahrungen vom Leben in einem kommunistischen und postkommunistischen System war es eine Herausforderung, die Mentalität der Menschen und die gesellschaftliche Realität gut kennenzulernen. Trotz aller Vorbereitungen waren meine Sprachkenntnisse noch mangelhaft.

Vision und Realität

Hattest du eine Vision?

Ich wusste von meinem Dienst in der Sozialstation in Erfurt, wie belastend die häusliche Krankenpflege für die Angehörigen ist. Meine Vision war, auch in Sibirien pflegende Angehörige zu unterstützen und zu entlasten, um ihnen und den Pflegebedürftigen mehr Lebensqualität zu ermöglichen.

Hattest du eine zeitliche Perspektive - ich bleibe 2-3 Jahre, für immer?

Zum Glück gab es von Seiten unserer Gemeinschaften keine zeitliche Begrenzung für unseren Einsatz. Das hat enorm den Druck gemindert, schnell einen Dienst aufzubauen, ohne die gesellschaftliche und kirchliche Realität ausreichend zu kennen. Mein Wunsch war es, möglichst lange, vielleicht sogar für immer dort zu bleiben.

Wie viele Jahre waren es dann wirklich?

Ich war insgesamt 18 ½ Jahre in Sibirien, von Mai 1995 bis September 2013. Das war für mich ein sehr großes Geschenk und eine sehr wichtige Zeit in meinem Leben.

War es von Anfang an klar, dass du die Chefin sein würdest?

Wir hatten nicht vor, eine Caritas als Organisation aufzubauen. Über Strukturen hatten wir uns keine Gedanken gemacht. Diese Idee kam vom damaligen Diözesan-Caritasdirektor in Novosibirsk bei unserem ersten Besuch im September 1995, zusammen mit unseren beiden Generaloberinnen.

Es war dann eine Entscheidung in der Schwesterngruppe, dass ich die Leitung übernehme und Schwester Juliane stellvertretende Direktorin der Regionalcaritas Omsk wird.

Wie viele wart ihr am Anfang? Wie zusammengesetzt?

Am Anfang hatten Schwester Juliane und ich ehrenamtlich die Leitung der Omsker Caritas. Wir hatten einen jungen russischen Mitarbeiter, der für die

Kleiderkammer zuständig war. Schwester Paula, Schwester Katharina und zwei Frauen aus der Gemeinde haben ehrenamtlich in der Kleiderkammer geholfen.

Wie viele Priester und Schwestern gab es damals grob geschätzt? In der Diözese, in Russland?

Ich weiß nicht mehr genau, wie groß das pastorale Team in den ersten Jahren war. Für Omsk und das Omsker Gebiet waren wir zwei Priester und fünf Schwestern. Ich meine, dass es im Bistum circa 60 Priester und 40 Schwestern gab. Zu dieser Zeit gab es noch keine Bischöfe, sondern zwei Apostolische Administraturen mit Sitz in Moskau für den europäischen Teil Russlands und mit Sitz in Novosibirsk für den asiatischen Teil, also für Sibirien und den fernen Osten.

Wie war die karitative Struktur, als ihr ankamt?

In unserer Diözese mit einer Fläche von 12,8 Millionen Quadratkilometern und acht Zeitzonen (das größte Bistum der Welt) gab es die Diözesancaritas in Novosibirsk als einzige staatlich anerkannte Organisation. Sie wurde 1991 gegründet.

Welche Angebote der katholischen Kirche gab es?

Bereits seit 1991 kümmerten sich die Mutter-Teresa-Schwwestern in Tomsk und Novosibirsk um Obdachlose und arme Familien.

Seit 1992 versorgten zwei junge Frauen aus Deutschland die Obdachlosen am Bahnhof in Barnaul.

Ab 1993 besuchten die Ehrenamtlichen der Gruppe „Kleine Arche“ in Tomsk regelmäßig die jungen Behinderten in einem riesigen Pflegeheim im Tomsker Gebiet. In Novosibirsk übernahmen die Elisabethschwwestern die Versorgung der Obdachlosen in der Nähe des Bahnhofs.

1994 eröffneten die Mutter-Teresa-Schwwestern in Tomsk ein Heim für pflegebedürftige Obdachlose und eine Suppenküche. In Novosibirsk arbeiteten junge Freiwillige aus Deutschland und aus der Slowakei mit in der Betreuung der Obdachlosen.

Im Herbst 1995 wurde die Regionalcaritas in Omsk gegründet und staatlich anerkannt.

1996 wurde das Kinderheim „St. Nikolaus“ der Caritas in Novosibirsk eröffnet. Die Leitung hatten die Elisabethschwwestern. Die Kathedralgemeinde in Novosibirsk unterstützte sehr intensiv ein neues Zentrum zur Förderung behinderter Kinder. Viele Pfarrgemeinden bekamen humanitäre Hilfe und verteilten diese an bedürftige Familien.

1997 wurde in Novosibirsk das Mutter-Kind-Heim „St. Sofia“ eröffnet für schwangere Frauen in Not, die ihr Kind trotzdem zur Welt bringen wollten. In Barnaul wurde die Regionalcaritas für das Altaigebiet gegründet und staatlich anerkannt. Die Mitarbeiter kauften einen Kiosk, an dem nun die Ausgabe von Brot und Tee an die Obdachlosen und die Versorgung ihrer Wunden erfolgte.

1998 gab es bereits viele caritative Initiativen in den Pfarrgemeinden in Ischim, Nishni Tagil, Tscheljabinsk, Jekaterin-

burg, Novosibirsk, Slavgorod und Tomsk: Hilfe für bedürftige Familien, Rentner, Behinderte und Kranke. Diese Projekte wurden überwiegend von Ordensgemeinschaften initiiert und getragen.

Ab 1999 organisierte die Caritas in vielen Städten die Ausgabe von Lebensmittelpaketen an hungernde Familien. Auslöser waren mehrere Jahre andauernde extrem kalte Winter und Dürrekatastrophen im Sommer. Es gab keine Ernten und das letzte Vieh musste geschlachtet werden. Hunderttausende Familien wurden jahrelang mit Lebensmittelpaketen unterstützt.

Regionalcaritas Omsk

Mit welchen Aufgaben hat eure Arbeit begonnen?

In Omsk haben wir im Oktober 1995 mit einer Kleiderkammer begonnen. Auslöser dafür war unser Erlebnis, wie in der katholischen Gemeinde humanitäre Hilfe verteilt wurde. Der Gemeindegärtner verkündete sonntags am Ende der Messe, dass humanitäre Hilfe ausgegeben wird. Dann öffnete er die Garage und warf einige große Pakete auf den Hof. Die Kirchenbesucher fielen wie die Geier darüber her, stritten sich um die Sachen und schlugen sich sogar. Das hat uns sehr schockiert.

Wir beschlossen, eine Kleiderkammer zu eröffnen, die wie ein Geschäft eingerichtet ist, damit arme Menschen in Würde auswählen können, was sie brauchen. Anfangs haben Schwester Paula und Schwester Katharina sogar noch alle Blusen und Hemden gebügelt. Das war später nicht mehr zu schaffen.





Es war immer ihr Anliegen, die Caritasarbeit in Russland voranzutreiben. Schwester Elisabeth (rechts) war dabei eine Teamplayerin, die immer ein offenes Ohr und immer Zeit für Gespräche hatte – wie hier mit ihrer Nachfolgerin in der Regionalcaritas Omsk, Tatjana Trofimova (2. v. links) und deren Mitarbeiterinnen. Foto: Susanne Staets.

Wir haben auch sehr bald mit den Sozialämtern zusammengearbeitet. Sie wussten genau, wer bedürftig ist und hatten das bereits überprüft. Sie hatten jedoch keinerlei Mittel, um den Menschen dann auch zu helfen. Wir vereinbarten mit ihnen, dass sie den Familien Überweisungen an die Caritas ausstellen, die sie berechtigen, bei uns zweimal im Jahr bis zu sechs Kleidungsstücke pro Person auszuwählen. Damit mussten die Sozialämter die Leute nicht mehr ohne jede Hilfe wegschicken und wir brauchten die Bedürftigkeit nicht zu überprüfen. Das war eine sehr effektive Zusammenarbeit. Dadurch haben wir uns bei den staatlichen

Stellen auch sehr bald ein gutes Image erworben.

Von 1996 bis 2003 bekamen wir jährlich zwei- bis dreimal mehrere Bahnwaggons mit Hilfsgütern für bedürftige Familien aus Deutschland: Kleidung, Schuhe, Bettwäsche, Decken, Brillen, Spielsachen und Hygieneartikel. Wir haben jährlich mehr als 60.000 Menschen in der Stadt und in den 32 Landkreisen unterstützt. Auch fünf Krankenhäuser haben wir mit Krankenbetten, Nachttischen, Rollstühlen, Narkosegeräten, Berufsbekleidung und Wäsche ausgestattet. Die Hilfstransporte wurden organisiert von der Diözesancaritas in Erfurt, der KAB in Eichenzell bei Fulda und der

Firma Grüenthal. Zulieferer waren viele Pfarrgemeinden, Gruppen und Ordensgemeinschaften in ganz Deutschland und Österreich.

Wann kam der Übergang von humanitärer Hilfe zum Aufbau fachlicher Caritasarbeit?

Das lief parallel. Wir hatten für die Caritas in Omsk zunächst drei kleine Zimmer in einem ehemaligen Studentenwohnheim gemietet. Diese wurden sehr schnell zu klein. Im Frühjahr 1997 konnten wir in Kellerräumen eines Wohnhauses ein 300 m² großes Sozialzentrum einrichten. Aus Deutschland bekamen wir einen ausrangierten Postbus, der als Ambulanzbus eingerichtet war. Wir begannen



„Partnerschaft auf Augenhöhe“ - Schwester Elisabeth und Ottmar Steffan pflegten über viele Jahre einen sehr engen Austausch. Foto: Susanne Staets.

mit der Versorgung von Obdachlosen am Bahnhof und in verschiedenen Stadtteilen.

Durch die heftige Wirtschaftskrise bekamen die Leute schon monate- oder jahrelang keine Löhne mehr ausgezahlt. Deshalb stieg die Zahl derer, die am Ambulanzbus auf ein Schmalzbrot und Tee warteten, von Tag zu Tag. Bald waren es über 1.200 Personen, die auch bei minus 30 Grad stundenlang auf unser Ambulanzteam warteten. Darunter waren über 700 minderjährige Kinder, 300 Eltern oder Großeltern und 200 Obdachlose. Die neuen Räume ermöglichten es uns, die Ausgabe von Brot und Tee an Familien in die Caritas zu verlegen und am Ambulanzbus nur noch die Obdachlosen zu betreuen.

Die Lebensmittelausgabe begann um 14 Uhr. Doch bald

stellten wir fest, dass die Kinder schon am Vormittag in die Caritas kamen und dort stundenlang im Flur herumsaßen und auf das Essen warteten. Schwester Maria hat dann mit einer Mitarbeiterin einen Kinderclub organisiert, in dem die Kinder spielen, basteln und lernen konnten. Der kleine Raum konnte die vielen Kinder aber bald nicht mehr fassen.

Wir haben auch ein Optikerprojekt eröffnet, denn wir haben festgestellt, dass viele Kinder und Erwachsene nicht lesen können, weil sie keine Brille haben. Zwei von uns ausgebildete Mitarbeiterinnen haben die Brillen aus der humanitären Hilfe vermessen, registriert und gegen Rezept ausgegeben.

Parallel dazu haben wir mit einer weiteren Mitarbeiterin eine Sozialberatung organisiert. Hier

bekamen unsere Klienten Hilfe bei der Ausstellung von Personalausweisen und anderen Dokumenten, beim Ausfüllen von Anträgen und bei der Klärung von Streitfragen mit Behörden.

Auf den Dörfern, in denen es katholische Gemeinden gab, haben wir Frauen als Caritashelferinnen ausgebildet. Sie haben sich mit unserer Hilfe um die armen Familien im Dorf gekümmert. Alle zwei Monate haben wir sie zu einer gemeinsamen Dienstbesprechung nach Omsk eingeladen. Dieser Austausch hat ihnen sehr geholfen und gut getan.

Weil unsere Räume schon bald wieder zu klein waren, haben wir 1999 von einer bankrotten Nähreifabrik ein großes Gebäude gekauft und es umgebaut zu einem Sozialzentrum. Im Januar 2001 sind wir dorthin

umgezogen. Diese neuen Räume ermöglichten uns, dem Kinderzentrum ausreichend Platz zu geben, eine Beratungsstelle für Schwangere, Alleinerziehende und Familien in Krisensituationen und eine Suppenküche einzurichten. Außerdem konnten wir die Ausgabe von Lebensmittelpaketen besser organisieren und ein Bildungszentrum mit Gästebereich eröffnen.

Wie sah am Anfang die Finanzierung aus?

Die Finanzierung der Caritas in Omsk lief über Spenden, die unsere beiden Ordensgemeinschaften gesammelt haben. Auch der Kauf des Hauses wurde von unseren Gemeinschaften finanziert. Bei den Renovierungskosten wurden wir vom Deutschen Caritasverband unterstützt. Das Geld für die Lebensmittelpakete kam mehrere Jahre vom Deutschen Caritasverband und von den nationalen Caritasverbänden anderer Länder. Später haben unsere Gemeinschaften auch dafür Spenden zur Verfügung gestellt.

Welches war die größte Schwierigkeit am Anfang?

Ich hatte zwar in Erfurt Leitungserfahrungen gesammelt und eine sehr hilfreiche Weiterbildung zur Leitung von Sozialstationen absolviert, aber ich hatte noch nie zuvor mit Satzungen einer Organisation, juristischen Aspekten im Personalmanagement und Zollformalitäten zu tun gehabt. Das alles musste ich in kürzester Zeit lernen – und das in einer Fremdsprache. Eine Sozialstation aufzubauen war das eine. Eine sich rasant entwickelnde Organisati-

on zu leiten, war da schon eine ganz andere Herausforderung.

Diözesancaritas in Novosibirsk

Wie kam es zu deiner Berufung nach Novosibirsk?

Bischof Werth brauchte einen neuen Direktor für die Diözesancaritas. Ich wurde ihm empfohlen. Eine Alternative hatte er nicht. Deshalb hat sich meine Ordensgemeinschaft auf seine Bitte hin bereit erklärt, mich ab Januar 2004 für diese Aufgabe freizustellen.

Welches war deine Vision für die Diözese?

Ich habe im ersten Jahr versucht, alle Pfarrgemeinden und Ordensgemeinschaften zu besuchen, von denen ich erfahren hatte, dass sie sich in irgendeiner Weise sozial engagieren. Für mich bestand die Aufgabe einer Diözesancaritas darin, die Orden und die Pfarreien zu unterstützen und ihnen die Hilfen zu leisten, die ihnen vor Ort einen effektiven Einsatz für Menschen in Not ermöglichen. Für mich war die Zusammenarbeit und Vernetzung aller wichtig, um uns gegenseitig zu unterstützen, und um in der Gesellschaft das caritative Engagement der katholischen Kirche deutlicher erkennbar zu machen. Besonders wichtig war es mir auch, Modellprojekte zu entwickeln, mit denen wir in der Gesellschaft zeigen können, wie soziale Hilfe die Würde des Menschen schützen kann.

Was waren deine Hauptaufgaben?

Meine wichtigste Aufgabe war es, eine Vision zu haben und gemeinsam mit den Mitarbei-

tern, den Ordensgemeinschaften und den Priestern auf dem Weg zu sein. Das bedeutete konkret: die gute Begleitung der Mitarbeiter im Diözesanbüro und in den Regionen; gemeinsam mit den Orden zu überlegen, wie sie ihrem Charisma entsprechend arbeiten können; notwendige aber auch schmale Strukturen zu schaffen; möglichst viele Partnerorganisationen zu finden und einen guten Kontakt mit ihnen zu pflegen; die Finanzierung zu sichern; für die Entwicklung einer geeigneten Öffentlichkeitsarbeit zu sorgen.

Was waren die größten Herausforderungen?

Zu den größten Herausforderungen gehörte die Zusammenarbeit mit manchen Priestern aus verschiedenen Ländern. Sie hatten ein negatives Bild von Caritas, das jedoch nur vom Hören-Sagen stammte, denn sie hatten noch nie eigene Erfahrungen mit der Caritas gemacht. Ihre Vorurteile und Erwartungen waren nur schwer zu entkräften. Eine ständige Herausforderung war natürlich auch die Finanzierung der Projekte und der Verwaltung. Ohne eine reguläre Finanzierung, sondern immer nur mit befristeten Projekten und nicht planbarem Spendenaufkommen die Arbeit stabil zu entwickeln, war ein sehr großes Problem, das nach wie vor die leitenden Mitarbeiterinnen sehr belastet.

Was oder wer hat dich unterstützt bei der Arbeit?

Es gab mehrere Menschen und Partnerorganisation, die mich sehr unterstützt haben. Als erstes möchte ich natürlich unsere beiden Ordensgemeinschaften

und meine Schwesterngruppe in Omsk nennen, ohne die meine Arbeit in Sibirien unmöglich gewesen wäre. Für mich als Ordensfrau war die Zusammenarbeit mit den verschiedenen Ordensgemeinschaften im Bistum sehr wichtig. Ich habe von ihnen viel Begeisterung für den Dienst an den Menschen, Angenommensein und Unterstützung erfahren.

Die menschliche Unterstützung durch Ottmar Steffan von der Diözesancaritas Osnabrück und Dinko Aracic vom Kindermissionswerk waren eine wirklich riesige Hilfe. Bei ihnen habe ich erfahren, was Partnerschaft auf Augenhöhe bedeutet. Mit ihnen konnte ich über Lösungsmöglichkeiten und Projekte fantasieren, Wünsche äußern und unkomplizierte Projektanträge stellen.

Ohne die Unterstützung durch die Diözesancaritas Erfurt hätte ich keinen einzigen Hilfstransport durch den Zoll bekommen. Sie haben mir die unzähligen Unterlagen für die Kommission für humanitäre Hilfe und den Zoll bereitgestellt. Der Deutsche Caritasverband, Renovabis, verschiedene Stiftungen, Organisationen und private Spender haben uns sehr geholfen bei der Finanzierung der Projekte und der Schulung unserer Mitarbeiter.

Welche Erfolge haben dir besondere Freude bereitet?

Am meisten gefreut hat mich die wachsende Zusammenarbeit im Bistum und die Entwicklung der Mitarbeiter – fachlich, menschlich und spirituell. Ich habe immer wieder erfahren, dass hier der Geist Gottes am Werk ist. Ebenso gefreut hat

mich, wenn ich erleben durfte, wie vom Leben geschundene Kinder oder Eltern langsam wieder Hoffnung schöpfen, wieder aufatmen und ein neues Leben beginnen können. Für sie war mir keine Arbeit zu schwer.

Wie viele Tage im Jahr warst du unterwegs auf Dienstreise?

Ich war im Jahr immer um die 120.000 Kilometer unterwegs. Innerhalb des Bistums mit dem Auto oder mit der Bahn, weitere Strecken per Flugzeug. Durchschnittlich war ich bis zu 150 Tage im Jahr auf Dienstreisen.

Wie viele Mitarbeiter gab es am Anfang? Wie viele waren es, als du gingst?

- im Diözesan-Büro: am Anfang 9, als ich ging 11
- In der Diözese: am Anfang circa 90, als ich ging circa 150

Caritas der Russischen Föderation

Hattest du auch eine Vision für die Caritas in ganz Russland?

Für ganz Russland hatte ich den Wunsch, dass es in der Caritas eine gute fachliche Begleitung und Schulung, einen Austausch und die gegenseitige Unterstützung auf verschiedenen Ebenen gibt: für Direktoren auf Diözesan- und Regionalebene und für Mitarbeiter in den Fachbereichen.

Ab wann kam die Strategieplanung für ganz Russland dazu?

Wir waren in der Diözesancaritas in Novosibirsk für vieles die Vorreiter. Wir haben 2004 angefangen, ein Tarifsystem zu entwickeln, um einheitliche und

gerechte Kriterien für die Löhne im ganzen Bistum zu haben. Dieses Tarifsystem wurde teilweise von anderen Bistümern übernommen.

Wir haben die Arbeit in Fachbereiche gegliedert für Hauskrankenpflege, Kinder- und Jugendhilfe, Familienhilfe und Obdachlosenarbeit. In diesen Diözesanprogrammen wurden die Initiativen der interessierten Ordensgemeinschaften, der Pfarreien und der regionalen Caritasverbände zusammengefasst und gemeinsam weiterentwickelt. Es wurden Konzepte erarbeitet, Finanzierungsmöglichkeiten gesucht, die Fortbildung der Mitarbeiter und ihre ständige Beratung und Begleitung durch eine Koordinatorin in der Diözesancaritas organisiert. Dieses Konzept hat die Diözesancaritas in Saratow später von uns übernommen und von unseren Erfahrungen profitiert. Wir haben als erstes Bistum regelmäßige Direktorenkonferenzen organisiert. Das hat uns sehr geholfen gemeinsam an einem Strang zu ziehen und die Direktoren in ihrer Leitungsaufgabe zu stärken. Mit unserem Direktorenteam haben wir auch als erstes Bistum ein Leitbild der Caritas erarbeitet. Die Strategieplanung für unser Bistum war Teil unserer gemeinsamen Arbeit. Für ganz Russland gab es sie bei den jährlichen Konferenzen der Diözesandirektoren mit dem Nationaldirektor.

Welche gesamtrussischen Aufgaben hast du gesehen? Was hast du diesbezüglich geplant und umgesetzt?

Die Unterstützung der Mitarbeiter in den Projekten und in der



Administration der Caritasverbände lag mir besonders am Herzen. Hier haben wir zunächst mit der Caritasschule in Petersburg zusammengearbeitet.

Später haben wir eigene Fortbildungen in Omsk organisiert, um die enormen Fahrtkosten nach Petersburg zu sparen und allen unseren Mitarbeitern die Teilnahme an den Fortbildungen zu ermöglichen. Diese Fortbildungen waren neben der diözesanen Koordination der Programme der wichtigste Schlüssel für die Entwicklung von Fachlichkeit und die effektivste Burnout-Prophylaxe bei den Mitarbeitern und den ehrenamtlich arbeitenden Ordensschwestern. An unserer sehr wertvollen Managementausbildung für Direktoren und Koordinatoren der Diözesanprogramme haben auch Mitarbeiter aus anderen Diözesen teilgenommen. Das Hauskrankenpflegeprogramm mit unserem ganz eigenen Konzept habe ich in Kooperation mit dem Deutschen Caritasverband von Anfang an national organisiert. Neben meiner Aufgabe als Diözesancaritas-Direktorin war ich mehrere Jahre lang die Nationalkoordinatorin für dieses Programm. Einige Jahre lang haben wir der staatlich nicht anerkannten Nationalcaritas ein juristisches Dach und die Finanzbuchhaltung ermöglicht. Für die Diözesancaritas in Ostsibirien war ich jahrelang Fachberaterin.

Nach dem Abschied

Was blieb zu tun, als du gingst?

Als ich ging war es wichtig, die bestehende Arbeit fortzuführen

und zu stabilisieren. Das bedeutete, weiterhin achtsam auf gesellschaftliche Veränderungen zu reagieren, neue Finanzierungsmöglichkeiten (besonders auch im Inland) zu erschließen und die Arbeit nach der stürmischen Aufbauphase in ein ruhigeres Tempo zu führen.

Wobei wird es dir ganz warm ums Herz, wenn du zurückdenkst?

Ich denke mit Liebe und Dankbarkeit an das gemeinsame Leben und Arbeiten mit den Missionarinnen Christi in Omsk, an meine Mitarbeiter in der Diözesancaritas und in den Regionen, an die Zusammenarbeit mit den Ordensgemeinschaften und an viele Gespräche und Begegnungen mit Partnerorganisationen und Spendern.

Auf was aus dem sibirischen Alltag kannst du sehr gut verzichten hier in Deutschland?

Ich kann sehr gut auf die riesigen Pfützen und den Schneematsch im Frühjahr und im Herbst verzichten und auf die Milliarden von Mücken, die einem im Sommer auf Dienstreisen jede Pause auf der Autobahn vergrämt haben.

Gibt es nach dem Abschied von Sibirien ein lachendes und ein weinendes Auge? Was sehen die beiden Augen?

Natürlich gibt es die. Das lachende Auge sieht die Menschen, mit denen ich fast zwanzig Jahre unterwegs war im Glauben und im Dienst an Menschen in Not, und für die ich sehr dankbar bin. Das weinende Auge sieht die Menschen, für

die wir uns gemeinsam engagiert haben und weiter engagieren, denn es gibt leider auch heute noch viele Menschen, deren Seele geschunden ist von all ihren Problemen und Nöten und ihrer aussichtslosen Situation.

Was fehlt dir am meisten?

Die gemeinsame Arbeit in einem jungen, engagierten, vielseitigen und fröhlichen Team.

Wie oft hast du an das Sprichwort: "Der Mensch denkt, Gott lenkt..." gedacht?

An dieses Sprichwort habe ich noch nie gedacht, aber im Alltag habe ich täglich Situationen erlebt, in denen ich Gottes Hilfe und seine liebevolle Führung und Leitung erfahren habe. Ein Beispiel möchte ich dazu erzählen: Ich bin mit Swetlana mit dem Auto auf der Fahrt von Novosibirsk nach Omsk. Die ersten 200 km gießt es wie aus Kannen. Dann hört der Regen plötzlich auf und wir fahren in eine Nebelwand, die so dicht ist, dass wir fast die Hand vor den Augen nicht mehr sehen können. Vor mir fährt ein LKW, an dessen Rücklichtern ich mich orientieren kann. Er fährt ganz stabil Tempo 80 km/h. Ich sage zu Swetlana, dass das mein Schutzengel ist, der heute als LKW-Fahrer für mich arbeitet und dass wir nicht anhalten, so lange er uns führt. Nach 400 km hört der Nebel auf. Der LKW gibt Gas und ist plötzlich verschwunden. Die letzten 100 km haben wir dann bei Sonnenschein sicher ohne ihn geschafft. 🐮

Paka – das heißt Tschüss!

Lukas Konermann besuchte während seines Freiwilligendienstes einmal in der Woche den 14-jährigen Igor. Dank der Caritas-Hauskrankenpflege erhält der an Zerebralparese leidende Jugendliche Krankengymnastik. Lukas Konermann unterstützte Caritas-Mitarbeiterin Olga bei ihrer Arbeit.

von Lukas Konermann

„Hallo, wie geht’s dir? Ich bin Olga, Caritas Novosibirsk.“ So war mein erster Kontakt mit Olga Kriwjenkaja, Mitarbeiterin der Hauskrankenpflege in Novosibirsk. Als ich im Rahmen meines Freiwilligendienstes im September 2019 das erste Mal auf sie persönlich traf, hatten wir uns vor dem Eingang eines alten russischen Hauses verabredet, um gemeinsam zum ersten Patienten zu gehen, der dort im vierten Stock wohnt.

Erwartet habe ich eine ältere Person, die pflegebedürftig ist und vielleicht auch einen Gesprächspartner sucht. Ich kannte – auch von Berichten aus dieser KUH-Zeitschrift – die Bilder von älteren, teilweise bettlägerigen Menschen. Doch ich wurde überrascht. Es öffnete mir Larissa, die Mutter von Igor. Sie ist fast rund um die Uhr zuhause, der Vater arbeitet tagsüber. Sie muss zuhause bleiben, weil sie einen schwerkranken Sohn hat. Igor leidet an Zerebralparese (Störung im Muskel- und Nervensystem im Gehirn), Doppelhemiplegie (doppelte Halbseitenlähmung) und einer spastischen Tetraparese (Muskeln aller vier Extremitäten sind unvollständig gelähmt). In der Konsequenz bedeutet das: er kann nicht sprechen, fast nichts verstehen, nicht laufen und sei-

ne Motorik ist extrem eingeschränkt. Heute ist Igor 14 Jahre alt und wird von seinen Eltern im Kinderwagen durch die Straßen gefahren, sein Wachstum ist nicht wie das eines gesunden Jugendlichen.

Krankengymnastik mit Igor

Vor Ort haben Larissa, Olga und ich Gymnastik mit Igor gemacht. Nach Anleitung und unter Aufsicht Olgas, die ausgebildete Krankenschwester ist, haben wir die Beine und Arme von Igor gymnastisch bewegt

und die Gelenke etwas beansprucht.

Währenddessen war seine Mutter für ihn da und konnte ihm zur Seite stehen. Igors Gesichtsausdruck war nicht immer kontrolliert, sein Schreien aber klar vernehmbar.

Nach einigen Übungen machten wir eine Pause, tranken Tee, aßen unfassbar süße Kleinigkeiten und unterhielten uns. Besonders für Larissa, die viel Zeit zu Hause verbringt, ist diese Zeit als Austausch wertvoll. Nach der kurzen Unterbrechung ging es dann weiter mit



Igor benötigt regelmäßige Krankengymnastik. Olga (links) braucht die Unterstützung der Freiwilligen bei ihrer Arbeit mit Igor. Lukas (rechts) musste wegen der Corona-Pandemie seinen Freiwilligendienst frühzeitig abbrechen. Foto: Caritas Sibirien.



Igor muss von seinen Eltern im Kinderwagen spazieren gefahren werden. Der 14-jährige leidet an Zerebralparese. Foto: privat.

Übungen, Gymnastik und motorischen Aufgaben für Igor.

Verabschiedung macht Freude

Schon seit einigen Jahren besuchen Mitarbeiterinnen der Caritas-Hauskrankenpflege einmal die Woche Larissa und Igor. Dabei stellt diese Arbeit eine Ausnahme dar, denn der Schwerpunkt liegt in der Arbeit mit älteren Menschen und ihren Angehörigen.

In Omsk, Barnaul, Ischim, Tscheljabinsk und Novosibirsk gibt es das Projekt der Hauskrankenpflege der westsibirischen Caritas; dazu an drei weiteren Standorten im Westen Russlands. Jedes dieser Zentren beschäftigt mindestens zwei

Pflegefachkräfte mit medizinischer Ausbildung. Die Mitarbeiterinnen besuchen ihre Klienten zuhause, pflegen sie und sind Gesprächspartner. Außerdem gibt es viele Schulungen für Angehörige, sodass diese ihre Verwandten selbstständig pflegen können. An vielen Standorten gibt es zusätzlich einen Verleih von notwendigen Hilfsmitteln wie Rollstühlen und Gehhilfen. Ziel ist es, die Pflege mehr und mehr eigenständig bewältigen zu können, das Wissen durch Multiplikatoren zu teilen, sodass sowohl Kranke als auch Angehörige profitieren können.

Auch ich war einige Male gemeinsam mit Olga bei älteren Menschen in ihrer Wohnung. Ich konnte erleben, dass ihre

Arbeit sehr gebraucht wird und wichtig ist.

Mein Arbeitsschwerpunkt lag bei Igor. Doch dann kam Corona und veränderte alles. Ich musste zurück nach Deutschland. Mit dem abrupten Ende meines Freiwilligendienstes endeten vorerst leider auch die Besuche von Olga bei Igor. Es gibt vor Ort keinen Freiwilligen mehr, der sie bei ihrer Arbeit mit Igor unterstützen kann – und alleine schafft sie es körperlich nicht, die Übungen mit dem 14-jährigen durchzuführen.

Im Gedächtnis bleibt mir besonders ein Moment unserer wöchentlichen Besuche: Als wir uns wie jedes Mal verabschiedeten, animierte die Mutter ihren Sohn wie so häufig dazu „Paka“ („Tschüss“) zu sagen. Dieses Mal regte sich Igor etwas mehr, und ganz leise und langsam sagte er zu uns „Pa-ka“! Ich hatte ihn vorher nie sprechen gehört und war völlig überrascht, fast fassungslos. Auf dem Rückweg erklärte mir Olga, dass Igor manchmal ein oder zwei Silben über die Lippen bringt. Bei späteren Besuchen konnte ich das noch einige Male erleben. 🐮

Fakten zur Hauskrankenpflege

Im ersten Halbjahr 2019 nahmen insgesamt 5.679 Personen die Dienstleistungen der Hauskrankenpflege in Anspruch (2.233 zum ersten Mal/ 3.446 zum wiederholten Mal).

Die meisten Klienten wurden durch das Hauskrankenpflegezentrum in Tscheljabinsk (436 Personen), in Omsk (353 Personen) und in Sankt Petersburg (325 Personen) betreut.

Corona Chaos Caritas

von Lukas Konermann

Mitte März war noch alles ganz normal: Die Kinder gingen in den Kidsclub, die Hauskrankenpflege besuchte ältere und kranke Menschen und führte Schulungen durch, die Suppenküchen empfangen täglich viele Menschen zum Mittagessen, allein in Novosibirsk wurden täglich rund 70 Mahlzeiten ausgegeben. Doch dann erwischte Corona und die darauffolgenden Schutzmaßnahmen auch die Russische Föderation.

Ich war zu dieser Zeit als Freiwilliger bei der Caritas Novosibirsk und habe in verschiedenen Projekten mitgearbeitet. Auf Anordnung des Bundesministeriums wurde ich innerhalb weniger Tage aus dem Land beordert, als Deutsche aus aller Welt zurückkamen. Das war Ende März. Zu dieser Zeit gab es in Novosibirsk noch Infektionszahlen im einstelligen Bereich, doch es waren schon einige Maßnahmen getroffen worden. Nicht nur war die Außengrenze, besonders die chinesischrussische, sehr früh geschlossen worden und die Universitäten hatten bereits auf Onlinelehre umgestellt, auch Massenveranstaltungen waren abgesagt. Ungefähr eine Woche nach meiner Rückkehr hat dann der russische Präsident Wladimir Putin in einer Fernsehansprache diverse Maßnahmen zur Ein-



Nahrungsmittelpakete für Caritas-Klienten. Foto: Caritas Sibirien.

dämmung der Pandemie angekündigt. Solche Ansprachen wiederholten sich immer wieder in den folgenden Wochen, um das Volk auf den gegenwärtigen Stand zu bringen und die Menschen zu informieren. Es wurde eine Ausgangssperre verkündet, die Menschen durften nur noch zum Einkaufen, in die Apotheke oder gegebenenfalls zur Arbeit gehen. Selbst das Gassi gehen mit dem Hund wurde auf einen Umkreis von 100 Metern um den eigenen Wohnsitz beschränkt. Ein zentraler Bestandteil war zudem das Verkünden arbeitsfreier Tage. Das hieß, dass alle Russen, die nicht in systemrelevanten Berufen beschäftigt waren, frei hatten. Sie mussten bei vollem Gehalt nicht zur Arbeit gehen. Diese Maßnahme war zunächst auf eine Woche beschränkt, dann bis Ende April, schließlich bis Mitte Mai.

Gerade zu Anfang dieser Zeit gab es noch keine finanziellen staatlichen Hilfen für Unter-

nehmen und Selbstständige, so dass nicht wenige Unternehmen ihre Angestellten bald nicht mehr bezahlen konnten und in große, finanzielle Schwierigkeiten gerieten. Später wurde dann eine Reihe von Hilfen verabschiedet, jedoch war das für einige, besonders kleine Firmen schon zu spät. Sehr hart traf es all diejenigen, die nicht offiziell, also „schwarz“ arbeiteten. In Novosibirsk gibt es viele Kinder, die in die Kidsclubs kommen, deren Eltern bis dato unangemeldet arbeiteten. Sie verloren ihren Job und stehen aktuell ohne Einkommen da.

In dieser Zeit des „russischen Lockdowns“ hat die Caritas an vielen Standorten denen geholfen, die üblicherweise ihre Projekte aufsuchen. Der Kidsclub in Omsk hat beispielsweise für die schulpflichtigen Kinder Online-Konferenzen veranstaltet, um bei den Hausaufgaben zu helfen und sich austauschen zu können. Jana Nikitina, die Leiterin des Kidsclubs beschreibt



die Lage so: „In der Situation im Land befanden sich unsere Familien in einer tiefen Krisensituation. Viele von ihnen hatten kaum noch Einkommen, und einige Familien sind mit Krediten, Wohnraum und kommunalen Dienstleistungen in Verzug geraten. Während der Pandemie haben wir Familien mit Lebensmittelpaketen unterstützt. Aber dann konnten sie zu Hause nicht mehr kochen - Gas und Licht bleiben bei Nichtzahlung aus.“

Auch in anderen Orten verteilten Mitarbeiter der Caritas Hilfspakete, Medikamente und Lebensmittel, um ihre Gäste und Patienten über Wasser zu halten. Insgesamt war die Situation in den Monaten April bis Juni teils sehr dramatisch. Eltern, die Arbeit gefunden hatten, um ihre Kinder zu versorgen,

wurde der Entzug des Sorgerechts angedroht, weil ihre minderjährigen Kinder allein zuhause waren, während die Eltern arbeiten gingen. Zum Glück konnten diese Missverständnisse und Probleme mittlerweile geklärt werden, sodass in den meisten Fällen keine Konsequenzen mehr drohen.

Während im April die Corona-Neuinfektionen auf über 11.000 pro Tag anstiegen, wurden die Schutzmaßnahmen Mitte Juni teilweise gelockert. Fortan entschieden Regionen über Maßnahmen zum Schutz der Bevölkerung. Gerade in Russland war und ist die Pandemie sehr ungleich verbreitet. Moskau und weitere Großstädte sind nach wie vor Hotspots, Regionen im Osten und Norden des Landes hingegen fast nicht betroffen.

Die Regierung hatte nun verschiedene Etappen vorgesehen, über deren Zeitpunkt die örtlichen Regierungen selbst bestimmen sollten. Im Juli und August konnten dann auch viele Caritasprojekte ihre Arbeit wieder Stück für Stück aufnehmen. Die Kidsclubs arbeiteten vorerst in Kleingruppen und in der Hauskrankenpflege waren wieder mehr Besuche möglich. Weiterhin schwierig waren In-foveranstaltungen und Seminare für Betroffene sowie Mitarbeiter der Caritas. Die drei Mutter-Kind-Häuser in Novosibirsk, Tscheljabinsk und Barnaul haben in der gesamten Zeit gearbeitet – schließlich sind dort die Wohnungen der jungen Familien untergebracht. Ausgefallen sind aber die Sommerlager der Kidsclubs, ein großes Highlight für die Kinder. Als Ersatz wurden kleine Ausflüge und Spiele vor Ort angeboten.

Ab September konnten nun wieder viele Projekte auch in größeren Gruppen arbeiten, die Hauskrankenpflege konnte Angehörigen wieder Schulungen anbieten, die Obdachlosenhilfe konnte wieder fast normal arbeiten und auch in den Kidsclub durften wieder alle Kinder gleichzeitig kommen.

Was bleibt, sind auch dort natürlich viele Hygienemaßnahmen und das Tragen einer Alltagsmaske sowie weitere Beschränkungen. Dennoch sind besonders die Klienten und Mitarbeiter der Caritas froh, wieder gemeinsam arbeiten zu können. Hoffen wir, dass es angesichts der sich aktuell wieder verschlechternden Lage so bleibt!



Ein Taxiunternehmer brachte kurzerhand kostenlos die Caritasmitarbeiterinnen zu den Bedürftigen nach Hause. Foto: Caritas Sibirien.

Neue Normalität

Schon im Frühjahr war die neue Normalität, die das Corona-Virus mit sich bringt, das zentrale Thema in der Novosti, die die Armen-Schwestern vom heiligen Franziskus in Aachen zu ihrer Arbeit in Sibirien zweimal im Jahr herausgeben

von Verena Bauwens (erschieden in Novosti im Mai 2020)

Normalität: Wenn deine Sprache eine andere ist

Viele von ihnen kommen aus Usbekistan, Tadschikistan oder Kasachstan - eines haben sie gemeinsam, sie hoffen auf ein neues Leben, das lebenswert ist. Oft leben sie versteckt. Haben keine Ausweispapiere. Seit Beginn der Pandemie haben etwa 70 Prozent der Migranten ihre Arbeit verloren und damit viele von ihnen auch ihre Unterkunft, da sie die Miete nicht mehr zahlen konnten. Man zieht zu Verwandten oder Freunden. Geld für ein Mobiltelefon oder einen Computer gibt es nicht. So können die Kinder auch nicht am Fernunterricht der Schulen teilnehmen, der in

Russland wie auch in Deutschland seit dem Lockdown stattfindet. In Tscheljabinsk und Novosibirsk fahren die Pädagoginnen der Caritas mit ihrem Notebook zu den Kindern nach Hause und versuchen, mit ihnen die Hausaufgaben zu machen und beim Lernen zu helfen. Es ist der Versuch, dass die Kinder ihr Klassenziel erreichen, damit sie wie die einheimischen Mitschüler versetzt werden. Für das Lernen im Selbststudium reichen die Sprachkenntnisse nicht aus.

Normalität: Wenn du in einem Dorf lebst

Die Infrastruktur außerhalb der Metropolen wie Moskau,

Novosibirsk oder Omsk ist erschütternd. In einem Dorf wie Slavianka gibt es kaum Arbeit und nur unzureichende Versorgung mit den Produkten des täglichen Bedarfs und der medizinischen Hilfe.

Augenscheinlich ist das Corona-Virus bisher nicht in die Dörfer in der sibirischen Steppe gelangt. Vielleicht fragt aber auch nur niemand so genau nach, denn jedes Jahr gibt es hier Menschen, die aufgrund von Mangelerscheinungen diverse Vorerkrankungen haben und eine einfache Erkältung nicht überstehen.

Im Dorf Slavianka gibt es bisher keine Infizierten. Trotzdem darf das Kinderzentrum nicht arbeiten. Die Kinder kommen aber dennoch vorbei, denn das Bad im Zentrum ist für viele die einzige Waschmöglichkeit. Die Mitarbeiter der Caritas nutzen die Zeit für Renovierungen und Reparaturen.

Viele Familien haben den Mut verloren. Für diejenigen, die besonders schwer von der Pandemie betroffen sind und ihr Einkommen verloren haben, werden Lebensmittelpakete, Pflege- und Hygieneprodukte wie beispielsweise Windeln, Shampoos und Cremes für die Pflege bettlägeriger Patienten kostenfrei ausgegeben.

Die Einsamkeit macht gerade den älteren Menschen zu schaf-



Weltweit gibt es aktuell ein beherrschendes Thema: Corona. Russland ist eines der Länder, die besonders stark von der Pandemie betroffen sind. Foto: Unsplash.



fen. Die Kontakte fehlen und es droht die soziale Isolation und Vereinsamung.

Bei Hausbesuchen fällt auf, dass viele alleinstehende ältere Menschen vollständig aufgehört haben, sich zu pflegen. Sie waschen oder rasieren sich nicht mehr und ziehen sich nicht an. Ihnen fehlt jede Motivation. Die Wohnungen sind schmutzig und es riecht übel. Viele entwickeln psychosomatische Symptome und ihre Erkrankungen verschlechtern sich.

Normalität: Wenn du obdachlos oder arm bist

Zu Beginn der Pandemie war die Not am größten. Die Suppenküchen und Lebensmittelausgaben der Caritas mussten schließen. Niemand durfte mehr ohne triftigen Grund sein Zuhause verlassen.

Glücklicherweise hat sich das Taxi Unternehmen Yandex bereit erklärt zu helfen. Kostenfreie Fahrten haben die Mitarbeiter der Caritas zu den Klienten gebracht und zu ihrer jeweiligen Arbeitsstelle. Außerdem wurden Lebensmittel gespendet. Nachfolgend einige Zahlen und Eindrücke...

Omsk: In einem Monat wurden 350 Masken genäht und verteilt, 133 kg Kleidung an Familien ausgegeben, 52 kg Kleidung an Obdachlose und mehr als 1.300 Lebensmittelpakete an Obdachlose, Kranke und Familien verteilt.

Tscheljabinsk: Dreimal pro Woche fahren die Mitarbeiter zu den Familien der Kinder des Kinderzentrums und bringen ihnen Mittagessen. Es ist oft die einzige Mahlzeit für diese Kinder. Lebensmittelpakete werden

außerdem zu besonders armen Familien auf dem Land gebracht.

Barnaul: Die Obdachlosen erhalten jeden Tag am Kiosk nahe des Bahnhofs eine heiße Suppe. Außerdem werden Lebensmittelpakete verteilt.

Novosibirsk: 34 kinderreiche Familien, 18 Migrantenfamilien und 140 alleinstehende alte Leute haben Lebensmittelpakete bekommen. Jedes Paket für Familien wiegt 10 kg, für Alleinstehende 5 kg. Seit Anfang Juli darf dreimal wöchentlich die Suppenküche wieder öffnen.

In einzelnen Fällen ist es der Caritas möglich, arme Familien in ländlichen Gebieten beim Kauf einer Kuh zu unterstützen. Eine Kuh ist die Quelle für gesunde und natürliche Milchprodukte. Sie sichert somit neben dem Getreide-, Obst-, und Gemüseanbau die ausgewogene Ernährung der Familie.

In den vergangenen Wochen beispielsweise konnten Ekatarina und ihre Familie eine Kuh erhalten. Ekatarina lebt mit ihrem Mann und fünf Kindern auf dem Land. Die Familie hat schon lange von einer eigenen Kuh geträumt. Nach einer Woche haben die Caritasmitarbeiter nachgefragt, wie es der Familie geht, und was sich in ihrem Leben geändert hat seit die Familie eine Kuh hat. Ekatarinas Antwort: „Seit wir eine Kuh haben, hat sich unsere Schlafenszeit verändert. Jetzt geht es morgens um 6 Uhr raus aus den Betten. Die Kuh gibt viel Milch. Wir brauchen nichts mehr zu kaufen, denn wir haben nun außer der Milch auch unseren eigenen Schmand, Quark, Sahne, Käse und Butter. Unsere Kinder sind genauso glücklich wie wir, dass

wir nun eine Ernährerin im Haus haben. Wir lieben unsere Kuh!“

Normalität: Für Mütter, Familien und Kinder

Alle Familienzentren der gesamten Diözese arbeiteten bisher ohne Unterbrechung. Die schwierige Gesamtsituation im Land hat die Zahl der Bedürftigen stark erhöht. Viele Arbeitsstellen in der Wirtschaft wurden abgebaut, und fast alle befristet oder in Teilzeit Arbeitenden wurden entlassen.

Das betrifft nahezu 100 Prozent der Klientinnen. So mussten viele Familien Kredite aufnehmen, um die Schulden für die Wohnung abzuzahlen und die Kinder zu ernähren. Aufgrund der Tatsache, dass Schulen und Kindergärten seit Ende März geschlossen sind, waren die Kinder rund um die Uhr zu Hause, was den Eltern die Möglichkeit nahm, einen neuen Arbeitsplatz zu finden und die Kosten für den Unterhalt der Familie erhöhte. So hat seit Beginn der Pandemie die Zahl der Großfamilien und alleinerziehenden Mütter stark zugenommen, die um die Hilfe der Caritas bitten.

Die Pädagogin Natalia Olegovna, Omsk, berichtet: „Die von uns betreuten Familien sind im normalen Alltag schon so ungeschützt, und jetzt noch dieses Corona. Die Menschen wussten nicht, was das ist, was zu tun ist, wie sie ohne Geld leben sollen. Die Caritas ist ihnen eine große Unterstützung, nicht so sehr materiell, mehr seelisch, das ist noch wichtiger. Die Menschen kommen wegen Lebensmitteln,

aber es ist auch wichtig, dass sie psychologische Unterstützung haben, dass sie nicht allein sind, dass ihnen geholfen wird, dass sie unterstützt werden.“

Die Anfragen an die Mutter-Kind-Heime mit der Bitte um Aufnahme steigen stetig. Gerade während der Ausgangssperre war die Situation in vielen Familien brisant. Der steigende Frust über die Probleme förderte den Alkohol-Konsum, was eine gesteigerte Aggressivität mit sich brachte. Die Quarantäneanforderungen bei Neuaufnahmen sind immer noch aktuell. In Novosibirsk konnte dadurch eine Lösung geschaffen werden, dass die Mütter mit ihren Kindern zunächst im Hostel der Caritas aufgenommen werden, um dort die zweiwöchige Quarantäne zu verbringen.

Einige der Familienzentren müssen aus räumlichen Gründen ihre Arbeit weiterhin noch auf individuelle Beratungen beschränken, um alle Vorschriften zu wahren. Als Alternative organisieren sie kleine Ausflüge mit einzelnen Familien in den Tierpark oder in den Park. Dort trifft sich die Psychologin oder die Sozialpädagogin mit der Familie und berät sie im Einzelgespräch. Das ist aufwendig, aber derzeit noch der einzige mögliche Ausweg.

Große Freude bringt in Omsk das Angebot eines neuen Kochkurses. Die alte Lehrküche war zuvor während des Lockdowns renoviert worden, was dringend notwendig war. Das Motto des Kurses lautet „Schnell, einfach, lecker“ und nach jedem Kurs-tag, der einmal wöchentlich stattfindet, haben die Mütter die Möglichkeit alles mitzunehmen, was sie an diesem Tag vorberei-

tet haben. Für viele Mütter ist das eine großartige Gelegenheit, zu Hause weiter üben zu können. Im normalen Alltag fehlt oft jegliches Geld für Lebensmittel. Und nicht nur Tipps zur Haushaltsführung und zur gesunden Ernährung werden vermittelt. Für die Mütter ist es die Chance etwas zu lernen, wozu viele von ihnen in ihrem Leben noch nie Gelegenheit hatten: Alltagstaugliche, interessante und gesunde Rezepte, juristisches Wissen, Hilfen und Tipps in der Kinderbetreuung und vieles mehr. Sie erhalten kompaktes Wissen in einer einfachen Form, alles ist nützlich und interessant.

Neue Normalität?

Die Situation in Sibirien bleibt sehr unverständlich. Wie viele Menschen haben sich während der Pandemie infiziert? Wie hoch ist die Genesungsrate? Alle offiziellen Daten unterscheiden sich deutlich von denen, die echte Menschen teilen. Alle Vorschriften, die es gibt, um als religiöse oder karitative Organisation zu arbeiten, sind sehr vage und schwer zu verstehen.

Der komplette Lockdown wurde Mitte Mai aufgehoben. Nun obliegt es der jeweiligen Region, Entscheidungen und Regelungen zu treffen. Die meisten Menschen gehen wieder wie gewohnt zur Arbeit, wenn sie diese nicht verloren haben. Die kleinen Ersparnisse sind aufgebraucht. Angst und Sorge zählen nicht, wichtig ist Geld zu verdienen, um den Wohnraum zu behalten und etwas auf dem Teller zu haben.

Viele glauben nicht mehr daran, dass das Corona-Virus gefährlich ist. Sie glauben, es sei ein politisches Spiel. Die gemeldeten Covid-19 Fälle und auch die Todesrate scheinen für ein großes Land wie Russland im weltweiten Vergleich niedrig. Was nur wenige Medien sagen: Verstorbene werden nur dann als Opfer der Pandemie gezählt, wenn das Virus durch eine Autopsie nachgewiesen wurde. Die Statistiken der Todesursache verzeichnen allerdings seit Jahresbeginn eine auffallend deutliche Steigerung der Todesursache Lungenentzündung.

Die Bistumsverwaltung und die Pfarreien in der Diözese sind weiterhin durch ein Dekret des Bischofs geschlossen (Anmerkung der Redaktion: Das Dekret ist zwischenzeitlich wieder aufgehoben worden. Bislang (Stand 11/2020) gibt es in Russland keinen zweiten Lockdown.). Die Diözesancaritas hat Mitte Mai beschlossen, die einzelnen Projekte langsam und unter Vorgabe aller notwendigen Sicherheitsvorkehrungen wieder zu öffnen. Seit Beginn der Pandemie versucht die Caritas, ihre Klienten vorwiegend im häuslichen Umfeld zu besuchen, insbesondere in der Zeit des Ausgangsverbots im Mai. In vielen Projekten werden den Klienten nun Zeiten zugewiesen, um Menschenansammlungen zu vermeiden. Die letzten Monate bedeuteten Schwerstarbeit, Krisenmanagement, neue Ideen und neue Partnerschaften für die Caritas. Gemeinsam mit der Unterstützung deutscher Spender sind sich Diözesan-Caritasdirektorin Schwester Daria Rasskazova und ihre Mitarbeiter sicher: Wir schaffen das! 



Den Segen spenden: Bischof Clemens Pickel am Schluss eines Pontifikalamtes. Foto: Ottmar Steffan.

„Ich möchte sie das Beten lehren“

Clemens Pickel wurde 1988 in Dresden zum Priester geweiht. Zwei Jahre später bat er darum, als Seelsorger nach Russland geschickt zu werden. Erst hier sei er Priester geworden, sagt er. Dies ist eine Geschichte über plötzliche Lebenswenden und wichtige Kontakte nach Osnabrück.

von Matthias Petersen (erschieden im Kirchenboten am 6. September 2020)

5000 Kilometer sind es von Dresden nach Duschambe, der Hauptstadt Tadschikistans. Hier leben im Jahr 1990 viele Katholiken, die ihren Glauben in der UdSSR lange nicht ausüben durften. „Wir haben zu DDR-Zeiten in der Schule viel über die UdSSR erfahren, diesen Aspekt aber nicht“, sagt Clemens Pickel. Erst im Theologiestudium in Erfurt erlebte er den Besuch einer äl-

teren Frau, die davon erzählte, unter welchen Umständen sie ihren katholischen Glauben bewahrten und dass es bei manchen Jahrzehnte her sei, dass sie einen Priester erlebt hätten. Der Gedanke, dort einmal hinzufahren, ließ ihn nicht los.

Als Tourist war er häufiger vor Ort. Und einige Zeit nach seiner Priesterweihe 1988 bat er Bischof Joachim Reinelt um eine

befristete Freistellung für die Seelsorge in der UdSSR. Der Bischof schickte ihn für drei Jahre los. Das ist jetzt genau 30 Jahre her.

„In Duschambe habe ich gesehen, wie die Leute auf Priester warteten, welchen Hunger nach Gott sie hatten“, sagt er heute. Er erzählt von den technischen Schwierigkeiten, dass Briefe Wochen dauerten, Telefonate nur nach vorheriger Anmeldung

möglich waren. Viel lebendiger sind aber seine Erinnerungen an die Gläubigen, an die Unterdrückungen, die sie zuvor erlebt hatten: „Das ist mir sehr nahegegangen.“ Mancher habe noch Inhalte der letzten Predigt eines katholischen Geistlichen wiedergeben können, die er Jahrzehnte zuvor gehört hatte. Die Gläubigen hätten ihn gelehrt, noch mehr zu werden, was er ohnehin schon darstellte: ein Priester. „Deshalb kann ich sagen, dass ich erst drei Jahre nach meiner Priesterweihe wirklich Priester geworden bin.“ Er sei Bischof Reinelt bis heute dankbar, dass der ihm die Möglichkeit gegeben habe.

Pfarrer in der früheren Hochburg der Wolgadeutschen

Im Frühjahr 1991 ernannte der Papst die ersten drei römisch-katholischen Bischöfe für Russland und das in der UdSSR sogenannte Mittelasien. Das sollte das Leben von Clemens Pickel noch einmal vollständig verändern. Denn einer der drei war Joseph Werth, damals Pfarrer in Marx an der Wolga. Die Stadt war bis 1941 Hochburg der Wolgadeutschen gewesen. Nachdem der deutsche Feldzug gegen die Sowjetunion begonnen hatte, wurden sie von den russischen Machthabern nach Kasachstan und Sibirien deportiert. Jetzt, in Zeiten von Perestroika, kamen sie zurück. Als Werth Bischof in Sibirien wird, wird Pickel sein Nachfolger als Pfarrer.

Er setzt die Aufbauarbeit in Marx fort. Die Baugrube für die

neue Kirche ist schon ausgehoben, daneben entsteht in der Folgezeit ein Kloster. Noch wichtiger ist der persönliche Kontakt zu den Gläubigen. Zwei Stunden Beichte pro Tag, vor und nach der Messe, Fahrten zu entlegenen Orten der Pfarrei, Gottesdienste, Katechese für die Erwachsenen, Erstkommunion, Beerdigung. Nach fünf Jahren will Pickel seinen Bischof gerade um eine weitere Verlängerung bitten, da durchkreuzt der Vatikan seine Wünsche: Papst Johannes Paul II. ernennt ihn zum Bischof. Ob er Angst hatte vor der Aufgabe? „Angst wohl nicht, aber ich habe einen gehörigen Schreck bekommen. Ich fühlte mich wie festgenagelt am Kreuz.“

Jetzt muss wieder ein Pfarrer für Marx gefunden werden. Zwei



Gastgeber: Der Bischof zusammen mit „Klosterbauern“ aus dem Bistum Osnabrück. Mit in der Runde ist der Nuntius.
Foto: Eucharistieschwestern Marx.

Jahre lang übernimmt Clemens Pickel selbst noch diese Aufgabe. Mal ist er im Büro in Saratov, mal in Marx. Dazu kommen jetzt Reisen durchs ganze Bistum, das von der Fläche her so groß ist wie Portugal, Spanien, Frankreich und Deutschland zusammen. An 25 Orten leben insgesamt 44 Priester, die sich um 20 000 Gläubige kümmern. „Stellen Sie sich vor, in ganz Deutschland gäbe es nur sechs Pfarrgemeinden. Das entspräche in etwa unserem Durchschnitt.“ Nach zwei Jahren Doppelbelastung ist Pickel müde. „Es ging nicht mehr.“ Aber dann findet sich endlich ein Nachfolger. Natürlich einer aus dem Ausland, denn einheimische Priester gibt es in Russland wenige. Wer dort Priester ist, stammt aus Argentinien, Spanien, Indien, Polen oder Deutschland. „Das ist ein großer Reichtum“, sagt Pickel. „Wir kommen gut unter einen Hut, weil wir alle die gleiche Motivation haben.“ Laien als Gemeindeleiter einsetzen, wie es in Deutschland hier und da geschieht? „Das ist gar nicht so einfach“, sagt Pickel. „Die Menschen in Russland sind nicht dazu erzogen worden, Verantwortung zu übernehmen. Und das hat sich bis heute nicht verändert.“ Die Kirche stecke noch immer in der Phase der Wiedergeburt. „Wir Priester müssen den Leuten helfen, sonst bleiben sie auf der Strecke.“ Und wie steht es um den Priesternachwuchs? Vier junge Männer aus seinem Bistum bereiten sich derzeit auf die Weihe vor. Das ist auch deshalb außergewöhnlich, weil Männer in den Gemeinden gar nicht so oft auftauchen.



Bischof Pickel mit Maria Etzel, der Mutter einer Ordensfrau.
Foto: Ottmar Steffan.

Clemens Pickel ist zu Beginn seiner Bischofszeit schnell klar, dass es „ohne Caritas nicht gehen wird“, wie er sagt. Aus Osnabrück erreicht ihn das Angebot, dabei zu helfen. Seit mehr als 20 Jahren gibt es jetzt schon diese Unterstützung. Mal finanzieller Art, mal durch persönliche Hilfestellung, die Bischof Pickel stets wichtig war. „Wir haben immer das Gefühl bekommen: Ihr seid uns wichtig. Das waren Besuche vom Bischof, vom Weihbischof, vom Caritasdirektor. Das waren aber auch Einsätze von Ehrenamtlichen, die beim Bau des Klosters in Marx geholfen haben, später auch an anderen Standorten.“ Diese „Klosterbauer“ sind bis heute im Einsatz und Bischof Pickel ist voll des Lobes über die Männertruppe, die den Einheimischen zeige, wie sich

Männer in der Kirche engagieren können. Andererseits: „Die müssten eigentlich auch mal ihre Frauen mitbringen“, sagt er und lacht plötzlich: „Ich glaube, das wollen sie nicht so richtig.“ Dass sich aus den Kontakten eine Bistumspartnerschaft entwickelt hat, freut ihn besonders. Vor allem, dass es unbürokratisch gelaufen ist: „Es gibt keine Unterschrift.“ Eine andere Erfolgsgeschichte ist die „Kuh für Marx“. Spender aus ganz Deutschland finanzieren eine Kuh für eine Familie, die auf dem Land lebt und sich von den Milchprodukten ernähren kann. Seine eigene Diözese bezeichnet Clemens Pickel als „Missionsbistum“, in dem er viel unterwegs ist. „Ich will nicht stolz oder hochmütig sein, aber mir scheint, dass ich das beste Bistum der Welt habe“, sagt er mit



Unterstützung auch im Gebet: Bischof Pickel bei einem Treffen mit Ordensschwestern in Osnabrück. Foto: Ottmar Steffan.

einem Lachen in der Stimme. Fast jeden Sonntag ist er in einer der Pfarreien. „Wenn ich sonntags eine Firmung habe, mache ich mich schon am Freitag auf den Weg, komme Samstag an, treffe viele Gläubige und reise montags zurück. Dienstag bis Donnerstag ist dann Verwaltungsarbeit im Büro. Da bleibt viel liegen.“ Gremienarbeit wie in Deutschland sei kaum möglich. Unterstützung in der Leitung des Bistums bekommt er durch seine sechs Dechanten. „Wir treffen uns zwei- oder dreimal im Jahr. Aber das bedeutet ja auch für jeden von uns viel Reisezeit. Wir dürfen uns nicht verzetteln.“ Pickel nimmt die Reisen gerne auf sich, weil er unbedingt seinen Gläubigen nahe sein will. Und dann gibt er noch einen Ratschlag an jene Priester, denen es schwerfällt, ihre Berufung zu leben: „Priester, die zweifeln, ob sie noch am richtigen Platz sind, könnten mal eine Zeitlang nach Russland kommen.“

Die Beziehung zu Christus ist das Entscheidende in der Kirche

Auch Russland leidet unter der Corona-Pandemie. „Wir stehen vor großen wirtschaftlichen Herausforderungen“, sagt Pickel. Die Kirche werde auch weiterhin auf Hilfe von außen angewiesen sein. „Ich hoffe, alle bleiben bei der Stange.“ 59 Jahre alt ist der Bischof gerade geworden. Bis zum Ruhestand bleiben ihm theoretisch noch 16 Jahre. So weit will er gar nicht blicken. „In Russland werden die wenigsten Männer 75 Jahre alt“, sagt er und lächelt. Welches Ziel nimmt er sich vor? „So lange es geht, möchte ich die Menschen das Beten lehren. Falls sie mal wieder ohne Priester auskommen müssen.“ Die Beziehung zu Jesus Christus – die sei doch das Entscheidende in der Kirche.

Ob er sich jemals die Frage gestellt hat, besser nach Deutschland zurückzukehren? „Natürlich, bevor ich Bischof wurde, habe ich darüber nachgedacht“,

sagt Pickel. Vieles sei in Deutschland leichter, die Bürokratie sei besser zu händeln. „Ich spreche ja auch bis heute besser Deutsch als Russisch.“ So müsse er amtliche Dokumente stets korrigieren lassen und im direkten Gespräch mit Behörden brauche er manchmal Unterstützung. „Aber ich habe damals schnell gemerkt, dass hier in Russland mein Platz ist. Ich bin Seelsorger. Und die werden hier sehr gebraucht.“ 🐮

Seit 1998 Bischof in Saratov

Clemens Pickel (59) stammt aus dem Bistum Dresden-Meißen, wurde 1988 zum Priester geweiht und ist seit 1998 Bischof der Diözese in Saratov im Süden Russlands. Seitdem unterhält er gute Kontakte nicht nur in sein Heimatbistum, sondern auch nach Mecklenburg und vor allem nach Osnabrück. Dort ist er regelmäßig zu Besuch, es gibt eine Partnerschaft zwischen beiden Bistümern. Und immer wieder engagieren sich Gläubige aus Osnabrück und Umgebung ehrenamtlich in Russland.



Der Traum von einem Altenheim in Marx

von Bischof Clemens Pickel

Vor kurzem durfte ich auf nun schon 30 Jahre in Russland zurückschauen. Wie viele Erinnerungen wurden da wach! Ein Zeichen dafür, dass ich alt werde? Altwerden in Russland, das ist ein Thema für sich. Nicht meinetwegen, sondern überhaupt.

Damals, vor 30 Jahren, erlebte ich, wie Gemeindemitglieder mit Kleidersäcken in ein Altersheim fuhren, draußen vor der Stadt. „Da darf nicht jeder hinein. Nur mit Passierschein. Es ist dort wie im Gefängnis“, sagte mir Tante Eugenia, die mich in der ersten Zeit zu den Kranken der Pfarrgemeinde begleitete. Man könne sich dort kurz hinter dem Eingang nur mit bestimmten Personen treffen. „Die verkaufen dann unsere Sachen drin im Heim unter den anderen. Besser so als gar nicht.“ Tante Eugenia erzählte mir das alles mit einem friedlich lächelnden Blick, während es in mir kochte. Damals lernte ich ein Gebet schätzen, das verschiedenen Autoren zugeschrieben wird: „Gott, gib mir die Gelassenheit, Dinge hinzunehmen, die ich nicht ändern kann, den Mut, Dinge zu ändern, die ich ändern kann, und die Weisheit, das eine vom anderen zu unterscheiden. Amen.“ Für alte, gebrechliche Menschen schien kein Platz zu



Altwerden in Russland ist wahrlich eine Herausforderung. Bischof Pickel träumt seit langem von einem kirchlichen Altenheim. Stück für Stück scheint sein Traum Wirklichkeit werden zu können. Foto: Ottmar Steffan.

sein in einer Gesellschaft, die die Arbeitskraft eines Menschen mehr schätzte als seine Würde. Wenige Jahre darauf, als wir 1993 die Kirche in Marx gebaut hatten, die erste neue katholische Kirche in Russland, seit der Oktoberrevolution von 1917, kam mir der Gedanke, nun „unser“ (also ein kirchliches) Altersheim zu bauen. Der Stadtarchitekt schlug mir ein Grundstück vor, neben der Kinderpoliklinik. Doch dann blieb alles irgendwie stecken. Mit wem sollten wir bauen? Wem konnte man in dieser wirtschaftlich unsicheren Zeit nach der Auflösung der Sowjetunion vertrauen? Woher das Geld nehmen? Die russlanddeutschen Gemeindemitglieder begannen in Scharen auszuwandern. Was würde übrigbleiben, wenn sie alle gingen?

Das Interesse Deutschlands an einer Unterstützung der Wolgaregion schwand damals vielerorts zusehends. Und für mich gab es genug Aufgaben in der unmittelbaren Seelsorge. Tat-

sächlich hatte „jeder Tag genug eigene Plage“ (vgl. Mt 6,34), so dass die Pläne für ein Altersheim ins Unterbewusstsein verschwanden. Aber sie meldeten sich hin und wieder, besonders, wenn ich alten, armen, einsamen Menschen begegnete. Das Schicksal gütiger alter Frauen, deren erwachsene Kinder schwere Probleme mit Alkohol hatten und darum auch keiner geregelten Arbeit nachgehen konnten, rührte mich besonders an. Es schien manchmal, als ob man die Alten nur noch wegen deren Rente brauchte. Ich erinnere mich an eine einsame, schwerkranke Witwe in einem Dorf, deren Tochter aus Moskau nicht einmal zu ihrer Beerdigung kam. Und Galina steht mir vor Augen. *Liegt* mir vor Augen, müsste man richtigkeithalber sagen. Als ich sie das letzte Mal in ihrem unverschlossenen, leeren Haus besuchte, lag sie bewusstlos voller dunkler Flecke auf der Haut in ihrem Bett. Oder, die herzkrankte, langsam sterbende, noch



Ein weiterer Schritt auf dem langen Weg zum Altersheim: Vor einigen Wochen konnten zwei kleine Wohnungen im Erdgeschoss eines Neubaus ganz in der Nähe der Marxer Kirche gekauft werden. Foto: Bischof Pickel.

Deutsch sprechende Frau in einer Kleinstadt, 520 km von Saratow, meinem Wohnort, entfernt! Sie freute sich so sehr über meinen Besuch, dass ich befürchten musste, sie würde an jenem Tag vor Freude sterben. Tante Katja, die nach einem Oberschenkelhalsbruch vor über zwei Jahren im Bett liegt und von der Nachbarin betreut wird, ließ ausrichten, dass sie mit mir sprechen möchte. Aber auch sie wohnt nicht um die Ecke...

Von Zeit zu Zeit kam das Thema „Altersheim“ also wieder auf den Tisch. So zum Beispiel vor 10 Jahren, im Herbst 2010. Da hatte ich wieder einmal die Jugendlichen besucht, die bei uns in der Nähe der Kirche in Marx wohnten und ihre Berufsausbildung machten, und zwar als Krankenschwester, Köchin, Buchhalterin usw. „Das ideale Personal für unser Altersheim“,

fiel mir an dem Tag auf. Was braucht's mehr!? Viel Geld. Jemanden, der den Bau in die Hand nimmt. Genehmigungen ... Bauen in Russland?! Jedes Mal, wenn etwas fertig war, ob Kirche, Kloster, Pfarrhaus, Kinderzentrum, ... sagten wir uns: Nicht noch einmal. Sind doch die „lebendigen Steine“ unsere Berufung, nicht die Ziegel! Aber Träume kann man nicht wegradieren...

Es gäbe Altersheime genug, wurde unserer Caritasdirektorin, Frau Lebedewa, und mir gesagt, als wir das entsprechende Ministerium in Saratow besuchten, um Entgegenkommen auszuloten. Keine Warteschlangen. – Es kann verschiedene Gründe dafür geben, nicht wahr? Enttäuscht steckten wir zurück und konzentrierten uns auf den ersten kleinen, sichtbaren Schritt in Richtung Altersheim, auf unse-

ren ambulanten Pflegedienst für Schwerstkranke und Sterbende in Marx und Umgebung, den wir mit Hilfe des Vereins „SPES VIVA“, der Caritas-Konferenzen (CKD), der Kleiderkammer Heilig Kreuz und weiterer Spender unter dem Dach der Diözesancaritas gründen konnten. Auch das Altersheim soll eine Palliativstation bekommen. (So der Traum.) Gehört doch Sterben zum Leben! Apropos „SPES VIVA e.V.“ (lat.: lebendige Hoffnung): Das war eine Fügung vom Himmel, dass wir deren Palliativstation in der Niels-Stensen-Klinik Ostercappeln kennenlernen durften. Christliche Begleitung Sterbender und deren Angehöriger ist etwas Großes! Aber wir rütteln da hier bei uns immer noch an einem Tabu, spüre ich, selbst wenn ich nur in der Predigt auf das The-



ma Tod zu sprechen komme. Das Interesse seitens „SPES VIVA“ hatte uns damals geholfen einen Schritt zu tun. Auch weiterhin sind wir als kleine Diasporakirche (0,08 % Katholiken) auf Hilfe angewiesen. Wie also? Wird es das Altersheim geben oder nicht? Ich kann es nicht sagen. Und es hängt nicht allein von mir ab. Auf die Frage „Wo?“ ist es leichter zu antworten. Überall gibt es Alte und Sterbende. In der Großstadt ist wenig Platz und alles teuer. Im Dorf gibt es keine Kirche. Also: Kleinstadt. Zum Beispiel: Marx an der Wolga. Bei über 30.000 Einwohnern hat die Stadt kein einziges Altersheim. Sollen wir's nochmal versuchen? Jetzt, in Corona-Zeiten? Die Spendenfreudigkeit, selbst in Deutschland, geht deutlich zurück. Aber ohne Geld geht es nicht. Und, ehrlich muss ich dazu sagen: Es geht ja auch nicht nur um ein

paar Euro. Ja, wir können und müssen überlegen, ob es tatsächlich ein Altersheim im institutionellen Sinne sein soll, oder ob es sinnvoller ist, in Richtung „betreutes Wohnen“ zu gehen.

Manchmal wäre ich den Traum gerne los

Letzteres kann sich sowohl beim Bauen als auch bei der späteren Nutzung als ökonomisch sinnvoller erweisen. Es geht um nichts Riesiges. Zu klein wäre nicht gut, zu groß nicht vernünftig. 20 Plätze?

Manchmal wäre ich den ganzen Traum gern los. Seit 27 Jahren! Doch das einzige Mittel dagegen scheint „bauen“ zu sein. Nochmal 27 Jahre Zeit werde ich kaum dafür haben. Die durchschnittliche Lebenserwartung für Männer in Russland liegt heute bei 68 Jahren. Ich bin 59. Nicht nur darum bin ich einer Spenderin aus der Nähe

von Osnabrück von ganzem Herzen dankbar, dass sie mir/uns geholfen hat, einen weiteren Schritt auf dem langen Weg zum Altersheim zu machen: Vor wenigen Tagen konnten wir mit ihrer Hilfe zwei kleine Wohnungen im Erdgeschoss eines Neubaus, ganz in der Nähe unserer Kirche in Marx kaufen. Türen, Fußböden, Decken und vieles mehr fehlen noch. Eigentümer ist die Caritas, so haben wir entschieden. Wir haben nicht Caritas und Bistum, sondern Caritas im Bistum. Ich weiß, dass das nicht überall so einfach ist und freue mich deshalb besonders darüber. Im kommenden Jahr werden in diese Wohnungen zum ersten Mal zwei (höchstens vier) alte, einsame, arme, hilfsbedürftige Menschen einziehen, die wir – soweit nötig – mit unserem schon existierenden Pflegedienst betreuen werden. Und auch für unsere Jugendlichen wird das eine schöne Erfahrung sein, diesen Menschen nahe zu sein, sie zur Kirche abzuholen oder mit ihnen Tee zu trinken und ihre Lebensgeschichten zu hören.

Ich fasse zusammen: Sie sind kein böser Alptraum, die Gedanken an ein Haus für alte, hilfsbedürftige, einsame und eines Tages sterbende Menschen. Aber es ist ein schweres Unterfangen, das viel Geduld, finanzielle Mittel und kompetente Helfer erfordert. In kleinen Schritten sind wir bereits auf dem Weg dorthin. Wann der nächste Schritt gemacht werden kann, hängt nicht von mir allein ab. Würden Sie gern zur Einweihung kommen? 🐮



Versorgt und betreut sein im Alter. Der Bedarf an Pflege- und Altenheimen ist groß in Russland. Foto: Ottmar Steffan.



Bis vor wenigen Wochen hat sie von Wangen am Bodensee aus ihre Doris Epple Stiftung – Armenhilfe in Russland – gelenkt und geleitet; die letzten knapp zwei Jahre mit der immer größer werdender Unterstützung durch unsere Russlandhilfe in Osnabrück. Doris Epple (Foto: Uli Fricker) ist in der Nacht vom 30. auf den 31. August verstorben. Kurz vor ihrem Tod konnten meine Kollegin Gabriele Gieraths und ich uns bei einem Besuch daheim auf der Höri von ihr verabschieden. Wir haben ihr versprochen, die Stiftung in ihrem Sinne und im Gedächtnis an sie weiterleben zu lassen und die Verantwortung dafür zu übernehmen, die von ihr unterstützten Projekte fortzuführen. Neben dem beruflichen Kontakt hat sich im Laufe der über 20jährigen Zusammenarbeit zwischen uns eine Freundschaft entwickelt, die über den Tod von Doris hinausgehen wird. Sie hat ihrer Stiftung eine Handschrift verliehen, die nicht kopierbar ist – und das im wahrsten Sinne des Wortes. Mit allergrößtem Engagement und viel Herzblut hat sie ein Hilfswerk aufgebaut, für das sie unter anderem das Bundesverdienstkreuz und einen hohen St. Petersburger Orden erhalten hat. Ihr Schreibtisch, von dem aus sie alles regelte, war der Mittelpunkt des Hauses. Rast- und ruhelos wie sie war, hat sie in all den Jahren die Hilfe für die arme Bevölkerung in Russland ins Zentrum ihres Lebens gestellt. Urlaub war ihr ein Fremdwort. Dafür hatte sie einfach keine Zeit. In ihre Fußstapfen zu treten, ist unmöglich. Sie in bester Erinnerung zu behalten und für den Fortbestand ihrer Ideale da zu sein, dafür stehen wir ein. Sie hat sich ihren Platz im Himmel redlich verdient. Wir werden sie immer in besonderer Erinnerung behalten. Unser Trost und unsere Anteilnahme gilt Doris' Mann Bruno. Das Ehepaar Epple hätte im Oktober dieses Jahres Diamantene Hochzeit miteinander gefeiert. Doris Epple hat gespürt, dass es dazu nicht mehr kommen würde. Im Juli dieses Jahres erschien ein Artikel über sie im Südkurier. *(Ottmar Steffan)*



Jeden Tag saß Doris Epple am Schreibtisch, um armen Russen zu helfen. Mit 89 Jahren legt sie ihr Lebenswerk jetzt in andere Hände

Seit 24 Jahren setzte sich die Mäzenin aus Wangen für Menschen in Russland ein, Tag für Tag, ohne Urlaub. Nun übernimmt die Caritas ihre Arbeit.

von Uli Fricker (erschieden im Südkurier am 27. Juli 2020)

Die Zukunft einer einzigartigen Organisation ist gesichert: Die private Russland-Stiftung von Doris Epple wird von der Caritas Osnabrück vollständig übernommen. Damit ist das Lebenswerk der 89 Jahre alten Privatfrau und Mäzenin aus Wangen (Landkreis Konstanz) bewahrt. Epple will sich aus Altersgründen aus diesem Geschäft zurückziehen und macht da-

für auch gesundheitliche Gründe geltend.

Im Gespräch mit dem SÜDKURIER bezeichnet die Rentnerin diese Lösung als Glücksfall. Denn die Caritas im fernen Osnabrück (Niedersachsen) ist die einzige, die seit vielen Jahren einen Russlandreferenten beschäftigt: In Ottmar Steffan sieht Frau Epple die richtige Person, um ihre Stif-

tung zu übernehmen und die treuen Spender zu betreuen. Steffan fährt bisher vier bis fünf Mal jährlich nach Russland, um nach dem Rechten zu sehen.

Das erste Mal kam sie als Touristin

Vor 24 Jahren begann Doris Epple ihr russisches Engagement. Damals war sie in St. Petersburg als Touristin unter-



wegs. Sie sonderte sich aber bald ab von der Gruppe, um hinter die schönen Fassaden der prächtigen Häuser am Newski Prospekt zu schauen.

In den Seitenstraßen wurde sie auf die Not im post-sowjetischen Land aufmerksam, das damals von Boris Jelzin regiert wurde. Im selben Jahr noch richtete sie eine Suppenküche ein, die es bis heute gibt. Sie öffnet täglich und händigt den Bedürftigen Suppe, Brot und Tee aus.

Das Hilfswerk wuchs rasch. Die Armenküche eröffnete Nebenstellen. Epple mietete eine Wohnung für besonders bedürftige Menschen an. Kleiderspenden wurden organisiert, Krankenhausaufenthalte bezahlt.

Der Schreibtisch war die Zentrale für ein großes Werk

Das Hilfswerk ruhte lange Zeit auf den Schultern nur dieser Frau. Sie könnte auch nur ihren Ruhestand genießen, aber das wollte sie nicht. Die ehemalige Optikermeisterin mit eigenem Geschäft gründete keinen Verein. Vielmehr steuerte sie allein den Einsatz des Jahresbudgets (im sechsstelligen Bereich).

Ihr Schreibtisch diente als altertümliche Zentrale. In ihrem Haus in Wangen auf der Höri stand das Möbel – stets beladen mit Schriftstücken, Überweisungen, Bildern, Bastelarbeiten. Sie betrieb die Russlandhilfe als Ein-Frau-Unternehmen. Später wurde dem Projekt der Status einer Stiftung zuerkannt. Damit konnte die Pensionärin auch Spendenquittungen ausstellen. Berühmt sind ihre Dankesbriefe. Sie waren alle von Hand geschrieben und mit Bastelarbei-



Das Ehepaar Epple zusammen mit Ottmar Steffan bei einem der letzten Besuche auf der Höri. Foto: Caritas Osnabrück.

ten garniert. Ihre Handschrift ist wie gemalt – ähnlich der Handschrift ihres Mannes Bruno, der als Dichter und Maler des Bodensees bekannt geworden ist.

Doris Epple ist eine Bastelmeisterin. Sie hat mehrere Bücher über das Basteln mit Material wie Steinen, Kernen und Körnern verfasst. Entsprechend individuell waren die Danksagungen immer, die ein Spender in seinem Briefkasten fand.

Schreibmaschinen nutzte sie nicht, Computer schon gar nicht. Das modernste Gerät des Hausbüros ist eine Briefwaage. Die Suppenküche in St. Petersburg wurde nicht digital, sondern mit der Hand angekurbelt. Und es funktioniert.

Jeden Tag saß sie am Schreibtisch

Die Arbeit am Schreibtisch – zwischen Schere und Kuverts – hatte ihren Preis. Die mittlerweile 89-Jährige saß jeden Tag über ihren Briefstapeln und Ordnern. „Ich habe nie Urlaub gemacht“, berichtet sie. Klagen

tut sie dennoch nicht, höchstens über Kreuzschmerzen wegen des vielen Sitzens.

Auch sonntags schrieb sie, klemmte sich nach dem Besuch der Messe hinter den Schreibtisch. Sie lebt in den Schicksalen der Kinder, die für eine Suppe anstehen. „Es geht immer ums Überleben dort“, erzählt sie.

Das letzte Mal war sie 2017 drüben. Mit ihrer St. Petersburger Treuhänderin Irina besichtigte sie einmal im Jahr alle Orte, in denen die Stiftung aktiv ist. Sie wurde nie enttäuscht, hatte Glück mit dem Personal.

Empfangen wurde sie wie eine Ministerin. An ihrem schwarzen Jackett trug sie stets das Bundesverdienstkreuz, das ihr in der Amtszeit von Erwin Teufel verliehen worden war. Das hat den lokalen Autoritäten imponiert und manche Tür geöffnet.

Das alles ist jetzt Geschichte. Sie kann loslassen im Vertrauen auf das große organisatorische Dach der Caritas. 🐾



Wir über uns: Seit mehr als 20 Jahren hat es sich die Russlandhilfe EINE KUH FÜR MARX zur Aufgabe gemacht, bedürftigen Menschen in Russland zu helfen und die Caritasarbeit vor Ort zu unterstützen.

Mit Ihren Spenden werden folgende Projekte unterstützt:

- Kuhprojekt
- Mutter-und-Kind-Häuser
- Kinderzentren
- Obdachlosenhilfe
- Häusliche Krankenpflege
- Priester- und Schwesternhilfe
- Notfallhilfe

Die Vernetzung von Hilfsangeboten, Austausch- und Begegnungsprogrammen sowie die Einbindung von Ehrenamtlichen ergänzen die Projekte vor Ort.

Unterstützen Sie unsere Arbeit durch freiwilliges Engagement oder durch Spenden!



Das Team von EINE KUH FÜR MARX: Ottmar Steffan, Heike Prior und Gabriele Gieraths (von links).

Impressum:

EINE KUH FÜR MARX – die Russlandhilfe des Caritasverbandes für die Diözese Osnabrück e.V., Knappsbrink 58, 49080 Osnabrück

www.eine-kuh-fuer-marx.de
www.blog.eine-kuh-fuer-marx.de

Redaktionsverantwortlich:

Ottmar Steffan, 0541/34978-164
 osteffan@caritas-os.de

Hinweis: Aus Gründen der besseren Lesbarkeit verwenden wir in der Regel die männliche Schreibweise. Wir weisen darauf hin, dass sowohl die männliche als auch die weibliche Form gemeint ist.

Titelfoto: Susanne Staets

Gedruckt auf chlorfrei gebleichtem Papier aus verantwortungsvollen Quellen

SEPA-Überweisung/Zahlschein

Name und Sitz des überweisenden Kreditinstituts BIC

Für Überweisungen in Deutschland und in andere EU-/EWR-Staaten in Euro.

Angaben zum Zahlungsempfänger: Name, Vorname/Firma (max. 27 Stellen, bei maschineller Beschriftung max. 35 Stellen)
 Caritasverband für die Diözese Osnabrück e.V.

IBAN
 DE13265501050000235085

BIC des Kreditinstituts/Zahlungsdienstleisters (8 oder 11 Stellen)
 NOLADE22XXX

Betrag: Euro, Cent

Kunden-Referenznummer - Verwendungszweck, ggf. Name und Anschrift des Zahlers
 Spende Russlandhilfe

noch Verwendungszweck (insgesamt max. 2 Zeilen à 27 Stellen, bei maschineller Beschriftung max. 2 Zeilen à 35 Stellen)

Angaben zum Kontoinhaber/Zahler: Name, Vorname/Firma, Ort (max. 27 Stellen, keine Straßen- oder Postleitzahlen)

IBAN
 D E 08

Datum Unterschrift(en)

60898 113 377 000

